1,60 DM / Band 254
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Treffpunkt Leichenhaus

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Treffpunkt Leichenhaus

John Sinclair Nr. 254

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 17.05.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Treffpunkt Leichenhaus

Myxin und Kara versuchte verzweifelt, ein Mittel gegen den alles zerstörenden Todesnebel zu finden. Es gab diese Gegenmagie, das wußten sie. Bisher waren ihr Forschen und Suchen vergebens gewesen. Bis Myxin auf Ambiastro stieß.

Ambiastro - ein Name, der eigentlich schon vergessen war und nur längst versunkenen Atlantis eine gewisse Resonanz gefunden hatte. Aber Ambiastro hatte überlebt und war erwacht. Drei Personen - eine Einheit. Myxin mußte den Vampir-Drilling finden, dann konnte er den Todesnebel besiegen. Und noch jemand hatte es auf Ambiastros Fersen geheftet. Die Führerin der Mordliga - Lady X!

Es gibt Menschen, die lieben Tiere. Andere wiederum geben ein Vermögen für Briefmarken und Münzen aus. Wieder andere lieben es, sich groß herauszuputzen, und die Damen vorn ältesten Gewerbe der Welt schenken ihren zahlungskräftigen Kunden Liebe.

Auf Charly Water traf dies alles nicht zu.

Denn er liebte etwas ganz anderes. Leichen!

Sie waren Charlys Hobby, denn mit ihnen konnte er sich wunderbar unterhalten. Vor allem widersprachen die Leichen nicht, und wenn Charly mit Whisky oder Brandy abgefüllt war, steigerte sich seine Beziehung zu den Leichen noch, da kümmerte er sich besonders um sie, wusch sie und zog sie sorgfältig an, bevor er sie in die Särge legte.

Man ließ Charly die Marotte, denn man kannte ihn. Und wer arbeitete schon gern als Leichenwäscher und Einsarger? Auch in einer Zeit der Arbeitslosen fand man so leicht keinen, der diesen Job übernehmen wollte. Zudem war Charly Junggeselle und brauchte auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Ihm machten auch Überstunden nichts aus, denn die Leichen waren schließlich seine stummen Freunde.

Allerdings hätte er sich geweigert, auf einem großen Friedhof zu arbeiten. Wenn er nur daran dachte, wurde es ihm schon übel. Diese Felder waren ihm zu unpersönlich. Er brauchte da nur an Brompton Cemetery zu denken, dieses gewaltige Gräberfeld nicht weit vom Western Hospital entfernt, wo die Kranken, wenn sie aus dem Fenster schauten, die Grabstätten sehen konnten. Nein, das war nichts für ihn. Er hatte ihn zweimal besichtigt, war durch die langen Reihen gegangen und hatte regelrecht Furcht bekommen. Dieser Friedhof erinnerte ihn schon mehr an einen Bahnhof, soviel Betrieb herrschte.

Natürlich nur im Vergleich zu dem, wo er arbeitete.

Sein kleiner Friedhof in Paddington war direkt anheimelnd, ebenso wie das Leichenhaus, seine eigentliche Arbeitsstätte, wo er die meisten Stunden des Tages verbrachte.

Er wohnte nicht weit entfernt. Zu Fuß brauchte er knapp fünf Minuten, um seine Arbeitsstelle zu erreichen, wobei seine Wohnung ebenfalls Ähnlichkeit mit dem Leichenhaus aufwies, denn sie war düster und lag zudem halb im Keller.

Charly ging es gut. Er war ein zufriedener Mensch. Seinen Lohn bekam er pünktlich überwiesen, zum Leben brauchte er nicht viel, und um die flüssige Nahrung zu kaufen, dazu reichte das Geld allemal. Er konnte sogar noch etwas zurücklegen, denn hin und wieder schickte er seiner Tochter ein paar Pfund. Sie zählte er zu seinen Jugendsünden. Die Mutter hatte nie heiraten wollen und war schließlich mit einem Zigeuner auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Charly hatte ihr damals keine Träne nachgeweint, er tat es auch

später nicht.

An diesem Abend war er wieder unterwegs. Aus seiner Wohnung hatte er sich nur Nachschub geholt. Die Flasche steckte in der Manteltasche und schaute mit dem Hals hervor. Er wollte noch einmal zurück zum Leichenhaus, um einen Toten zu präparieren, der am nächsten Tag beerdigt werden sollte. Am Nachmittag hatte man ihn eingeliefert. Woran er gestorben war, wußte Charly nicht, was ihn sehr ärgerte, denn normalerweise hatte er die Todesursache immer sofort erkennen können. Er war darin sicher wie ein Arzt.

Wer Charly Water so sah, stufte ihn als einen gemütlichen Typ ein. Er besaß einen rollenden Gang, immer leicht schwankend, als würde er ständig unter Strom stehen, was nicht stimmte, denn mindestens die Hälfte der Woche war er nüchtern. Sein Gesicht war rund, auf der Oberlippe wuchs ein Schnauzer, die leicht angerötete Nase ähnelte entfernt einer Kartoffel, und das graue Haar wuchs wirr auf seinem Kopf. Es fiel ihm oft in die Stirn, wobei es dann die ebenfalls grauen Brauen berührte, unter denen die kleinen Säuferaugen listig funkelten.

Den Kragen seines Mantels hatte Charly hochgestellt. Er wollte sich vor dem Wind schützen, der unangenehm kalt blies, denn es herrschten leichte Minus-Temperaturen.

Eine Straße mußte er überqueren. Es war die Delaware Road, und obwohl sie befahren war, schaute Charly nicht nach rechts und links.

Er setzte seinen Fuß vom Gehsteig auf die Fahrbahn, winkte mit einer Hand und schaute in das grelle Licht eines Scheinwerferpaars.

Der Fahrer mußte bremsen, er streckte seinen Kopf aus dem Fenster und schimpfte.

Charly lachte nur. Dann hatte er die Straße überquert, holte die Fasche hervor und nahm einen Schluck. Sollten sie ihn doch alle mal kreuzweise…

»Ja, ja«, murmelte er.

»Das Leben ist wie eine Klobrille. Man macht viel durch.«

Charly Water war schon leicht angesäuselt. Als Abendessen hatte er drei Schlucke aus der Flasche genommen, und das machte sich nun bemerkbar.

Seine Arbeitsstätte, das Leichenhaus, konnte er von zwei Seiten betreten. Da gab es zum einen den Vordereingang und zum anderen den Nebeneingang auf der Rückseite. Da brauchte er nicht über den Friedhof. Zudem wurden durch ihn die neuen Leichen geschafft, und Charly hatte dieser Tür auch einen Namen gegeben.

Lieferanteneingang.

Wenn er das Haus verließ, schloß er immer ab, und den Schlüssel hütete er noch besser als seine Schnapsflasche. Ihn hatte er noch nie im Leben verloren.

Das Haus war alt. Nicht weit von der Hintertür entfernt und an der

Rückseite des Friedhofs leuchtete fahl eine Laterne. Ihr Streulicht reichte aus, um die Eiskristalle auf dem Boden glitzern zu sehen, die der Frost geschaffen hatte. Für einen Moment blieb Charly Water stehen und suchte nach dem Schlüssel. Zusammen mit einem alten Handschuh beförderte er ihn hervor. Der Handschuh fiel zu Boden, den Schlüssel behielt er in der Hand und schloß die Tür auf. Wie immer quietschte sie in den Angeln. Ein Geräusch, das einem ängstlichen Menschen die Gänsehaut über den Rücken treiben konnte.

Water hatte sich daran gewohnt.

Ein großer Schritt brachte ihn in sein Reich.

Gleichzeitig hielt ihn auch der typische Geruch umfangen, den das Innere dieses Hauses ausströmte. Es war schwer, ihn zu beschreiben, auch Water konnte das nicht, obwohl er nichts dagegen hatte, denn dieser Geruch gehörte einfach dazu.

Licht gab es natürlich auch, doch Water brauchte es nicht. Er fand sich auch im Dunkeln zurecht.

Ein Fremder wäre über den alten Sarg gestolpert, der hochkant in dem schmalen Flur stand. Water passierte ihn. Nur sein Mantel streifte den Deckel mit einem schleifenden Geräusch.

Je näher er dem eigentlichen Aufbewahrungsraum kam, um so intensiver wurde der Geruch. Desinfektionsmittel, billige Seife, vielleicht auch der Geruch von Leichen — all das machte ihn so typisch für dieses schaurige Haus.

Von außen her war es zwar nicht groß, aber innen in mehrere Räume unterteilt. Da gab es zunächst einmal den größten Raum, in dem die Leichen gewaschen wurden. In den anderen vier lagerten Särge, Putzmittel und auch einige persönliche Dinge des Leichenwäschers.

Als er seinen Arbeitsraum betrat, machte er erst einmal Licht. Er schaltete nicht die Hauptbeleuchtung unter der Decke an, sondern die beiden Lampen an den Wänden zwischen den schmalen Fenstern. Sie gaben genügend Licht, um sich orientieren zu können.

In der Mitte stand der große Tisch. Früher war es ein Holztisch gewesen, heute bestand die Platte aus Kunststoff, sie ließ sich besser abwaschen.

Vom Eingang aus gesehen, schimmerten links die sanitären Installationen. Waschbecken, Wasserhähne, eine Brause hing dort, und daneben leuchtete ein rot gestrichener Abfalleimer aus Metall.

Das alles überblickte der leicht angetrunkene Charly Water mit einem Blick.

Er sah auch noch etwas anderes.

Den leeren Tisch.

Die Leiche war verschwunden!

***

Zuerst schüttelte er nur den Kopf. Dann begann er zu kichern und sagte: »Ich bin doch nicht betrunken!« Wieder lachte er, schlug die Hände gegeneinander und ging so weit vor, daß er beide Hände auf den Waschtisch stützen konnte.

Er war und blieb leer.

»Wo…wo bist du denn?« fragte Charly mit schwerer Stimme. »Hast du dich aus dem Staub gemacht? Konntest du mich nicht leiden? Aber ich tu dir doch nichts, mein Kleiner.« Er ließ sich nach hinten fallen, fing sich soeben noch ab und murmelte: »Los, komm sofort zurück, du! Sonst werde ich nämlich sauer.«

Ihm antwortete niemand. Auf Charlys Gesicht zeichnete sich das stupide Grinsen eines Betrunkenen ab, während er leicht schwankte, tief Luft holte und mit der Faust auf den Tisch schlug.

»Verdammt, ich will wissen, wo du steckst! Du bist doch nicht mehr am Leben, du bist tot, und du kannst nicht mehr laufen!« Seine Stimme überschlug sich fast. Das Echo hallte durch die offenstehende Tür nach draußen, und rollte hinein in den Keller des Leichenhauses.

Eine Antwort bekam Charly Water nicht.

Er war so perplex, daß er sich schwerfällig umdrehte und auf dem Waschtisch Platz nahm. Um diesen Schreck zu verdauen, brauchte er erst einmal einen kräftigen Schluck aus der Flasche. Er zog sie aus der Tasche, holte den Korken hervor und setzte die Öffnung an den Mund. Es war ein langer Zug, den er sich gönnte, und der Whisky lief wie flüssiges Feuer durch seine Kehle, bevor er sich im Magen breitmachte und dessen Wände auszubrennen schien.

Charly Water rülpste, als er die Flasche noch an den Lippen hielt. Als er sie schließlich absetzte, atmete er stöhnend aus, und in seine Augen trat ein Glänzen.

Jetzt war er zufrieden.

Aber die Leiche war noch immer nicht da. Da konnte er noch zehn Schlucke nehmen, sie würde auch nicht kommen, und Charly schüttelte abermals den Kopf.

Er begriff es einfach nicht. Die konnte doch nicht von allein verschwunden sein.

Ob sie nur scheintot gewesen war?

Wie ein Blitzstrahl stach dieser Gedanke in sein vom Alkohol umnebeltes Gehirn.

Ja, das gab es! Er hatte darüber gelesen und auch mit einem Leichenwagen-Fahrer darüber gesprochen. Der Mann hatte das tatsächlich mal erlebt, er schwor sogar Stein und Bein, aber ihm, Charly, war so etwas noch nicht passiert. Es wollte ihm auch nicht in den Kopf, und je mehr er darüber nachdachte, um so nüchterner wurde er. Er dachte sich gewissermaßen nüchtern. Schließlich rutschte er von der Tischkante, ging zum Waschbecken, drehte dort

den Hahn auf und ließ kaltes Wasser über sein Gesicht laufen.

Es erfrischte und ernüchterte ihn, so daß er mit einem etwas klareren Kopf weiter nachdenken konnte. Mit einem grauen Handtuch trocknete er sich das Gesicht ab und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Er stand diagonal zur Eingangstür, die offen geblieben war, so daß Charly in den Flur schauen konnte.

Die Leiche war verschwunden! Okay, daran gab es nichts zu rütteln.

Aber wer hatte sie gestohlen und weshalb, vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht von allein..

Seine Gedanken brachen ab. Komisch war sie ja schon gewesen, das gab er ehrlich zu. Er erinnerte sich deutlich an ihre Haut. Sie hatte zwar ähnlich bleich geschimmert, wie er es auch von anderen Leichen her kannte, trotzdem war darin ein anderer Farbton zu sehen gewesen. Ein leichtes Grün, so ein komischer Schimmer, den er von schimmlig gewordenem Käse her kannte.

Mit dem Toten stimmte etwas nicht, und da hatte auch schon vorher etwas nicht gestimmt. Irgend jemand hatte ihm da was unterjubeln wollen, und zwar auf ganz raffinierte Art und Weise.

Er dachte darüber nach, woher die Leiche gekommen war. Seltsam, das fiel ihm nicht ein, und auch den Namen wußte er nicht, obwohl er sonst immer die Namen der Toten kannte.

Charly konnte man vieles nachsagen, dumm war er jedoch nicht. Und er setzte durch seine Überlegungen Steinchen für Steinchen zusammen, damit sich ein Mosaik herauskristallisierte.

Trotzdem blieb das Bild unklar.

Bis er das Stöhnen hörte.

Plötzlich saß er steif auf dem alten Stuhl mit den Metallbeinen. Er stellte seine Ohren auf Lauschposition, aber er hörte nichts mehr. Es blieb still.

Eine Täuschung?

Bis er das Lachen vernahm.

Es war ein feistes Lachen, gleichzeitig höhnisch und auch schrill.

Noch nie hatte er so etwas vernommen, und er war jetzt sicher, daß dieses Lachen innerhalb des Leichenhause: aufgeklungen war.

Der Tote!

Es gab für ihn keine andere Möglichkeit. Der Tote mußte dieses Lachen ausgestoßen haben. Bei dem Gedanken daran lief selbst dem abgeklärten Leichenwäscher eine Gänsehaut über den Rücken.

Konnten Tote lachen?

Ein blöder, verrückter Gedanke, dennoch nicht von der Hand zu weisen, wenn er daran dachte, was er alles erlebt hatte. Die Leiche war verschwunden, daran gab es nichts zu rütteln, und wahrscheinlich steckte sie sogar im Keller.

Das Lachen war im Haus aufgeklungen. Wäre es von draußen

gekommen, hätte es sich anders angehört.

Der Keller!

Auf einmal schüttelte sich Charly Water. Sonst war er der einzige gewesen, der ihn nicht als unheimlich empfunden hatte, im Gegensatz zu anderen Menschen, aber jetzt machte ihn der Gedanke, in den Keller gehen zu müssen, verrückt. Daran hatte er keinen Spaß, doch wenn er das Geheimnis der verschwundenen Leiche aufklären wollte, gab es keine andere Möglichkeit.

Außerdem, den Kopf würde es ihn schon nicht kosten. Scheintote mordeten ja nicht, Sie waren froh, wenn man sie am Leben ließ. Als er darüber nachdachte, mußte er selbst lachen.

Charly schielte noch auf die Flasche. Die Versuchung, einen Schluck zu nehmen, war groß, er ließ es bleiben und hatte sich damit selbst überwunden. Schon ein halber Sieg.

Er rutschte vom Tisch, durchquerte sehr schnell den großen Raum, stand an der Tür und schielte dorthin, wo in der Nische die Treppe begann.

Sie besaß kein Geländer mehr. Irgend jemand hatte es vor langer Zeit mal abmontiert, dafür war die Treppe ziemlich breit, und man konnte die Stufen bequem hinabsteigen.

Am Beginn der Treppe blieb Charly stehen. Er schloß die Augen, fühlte den Schwindel, öffnete seine Augen wieder und schaute die Treppe hinab. Verdammt, dachte er. Weshalb wirft sie denn plötzlich diese komischen Wellen. Das hat sie doch sonst nicht getan!

Charly Water schüttelte den Kopf. Schlecht konnte einem werden, wenn man da hinunterschaute, aber er war nicht aufgestanden, um jetzt aufzugeben, er wollte endlich nachsehen, was sich da unten abspielte.

Er hörte auch etwas.

Da waren schleifende Geräusche zu vernehmen, dann ein Knarren, und als Charly auf der vierten Stufe stand, vernahm er wieder das Lachen, wobei er das Gefühl hatte, von dem anderen ausgelacht zu werden.

»Du kleiner Scherzkeks«, machte er sich selbst mit geflüsterten Worten Mut. »Ich kriege dich schon, verlaß dich drauf.« Er rülpste, preßte erschrocken seine Hand gegen den Mund und überwand den Rest der in einem weiten Bogen hinunterführenden Treppe.

Wenn er oben die kleinen Lampen einschaltete, dann ging automatisch auch im Keller das Licht an. Allerdings gab es nicht viel Helligkeit ab. Man konnte es schon als Totenfunzel bezeichnen, und so etwas paßte in den Keller eines Leichenhauses.

Auf der drittletzten Stufe legte er eine Pause ein. Der schwere Wintermantel war sehr warm. Er schwitzte, wischte fahrig über seine Stirn und rief: »Hallo, ist da unten jemand?«

Charly bekam keine Antwort.

»He, ich habe doch gehört, daß du dich da versteckt hast. Sag wenigstens was, Mann. Hat es dir auf dem Tisch nicht mehr gefallen? Kann ich verstehen. Wir können ja darüber reden, Mann. Warte, ich komme zu dir. Aber mach keine Dummheiten, okay?«

Da der andere nichts erwiderte, rechnete Charly Water mit dessen Einverständnis, und er überwand auch den letzten Rest der Treppe, so daß er in den Raum hineinschauen konnte.

Die Wände bestanden aus rohem Mauerwerk. Es gab sogar ein Fenster, mehr mit einer Schießscharte zu vergleichen, aber was ihn so erschreckte, waren die Gegenstände.

Das konnte es einfach nicht geben, denn er hatte sie bei seinem letzten Besuch nicht gesehen.

Es waren drei schwarze Särge, die hinter einem breiten Mauervorsprung standen und in den Kellerraum hineinragten. Die Totenkisten gehörten nicht zu der billigen Sorte, da kannte sich Charly schon aus, zudem besaßen sie Griffe, die golden schimmerten, jedoch nur aus Messing bestanden.

»Das ist doch nicht möglich«, flüsterte Charly Water und schüttelte den Kopf. »Wo kommen denn die Dinger her?«

»Doch, es ist möglich!« vernahm er eine dumpfe Stimme.

Charly fuhr herum, und seine Augen wurden von Sekunde zu Sekunde größer.

Aus dem Teil des Raumes, der nicht vom Licht erreicht wurde, löste sich eine Gestalt.

Sie trug seltsamerweise nicht mehr das lange Totenhemd, sondern eine schwarze Jacke, eine braungraue Hose und ein weißes Hemd.

Das hellgraue Haar war nach hinten gekämmt und machte durch diese Frisur das Gesicht noch hagerer.

Das alles hätte ihn nicht einmal gestört, wäre da nicht die blaßgrüne Hautfarbe gewesen und die seltsamen blutunterlaufenen Augen, wobei die Lippen allerdings so bleich wirkten, daß sie innerhalb des Gesichts kaum auffielen.

So etwas hatte selbst der alte Leichenwäscher Charly Water noch nicht gesehen.

Es kam noch schlimmer, denn der Unheimliche zog plötzlich seine Lippen zurück und zeigte zwei aus dem Oberkiefer wachsende lange, spitze Zähne…

***

Charly Water wankte zurück. »Ein Vampir«, ächzte er. »Ein Vampir. Dracula…«

Der Blutsauger lachte: »Ja, du hast richtig gehört und gesehen. Ein Vampir, aber nicht Dracula.«

»Wer bist du dann?« Der alte Leichenwäscher bibberte vor Angst, denn so etwas hatte er noch nie erlebt. Er allein mit einem Vampir im Keller eines Leichenhauses. Das haute selbst den stärksten Bullen um, und ihn auch.

»Nenne mich einfach Bote«, erwiderte der Vampir.

Charly Water schluckte, bekam noch größere Augen und fing an zu kichern. Wäre er nüchtern gewesen, hätte er vielleicht geschrien, so aber begriff er nicht, in welch einer Gefahr er schwebte. Und er tat auch nichts, als der Vampir die Hände auf seine Schultern legte.

Aus einer Handspanne Entfernung schauten sich die beiden ins Gesicht. Sie waren fast gleichgroß, wenn der Vampir seinen Blick auch ein wenig senken mußte, um in die Augen des Betrunkenen zu sehen.

»Ich könnte jetzt in deine Schlagader beißen und dir das Blut aussaugen. Bist du dir darüber im klaren?«

»Sicher«, erwiderte Charly Water mit schwerer Zunge. »Das habe ich mir schon gedacht.«

»Ich werde es nicht tun.«

Ein nüchterner Mensch hätte aufgeatmet. Nicht so Charly Water. Bei ihm dauerte es, bis er begriffen hatte, und er verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Du freust dich, nicht?« fragte der Bote.

»Ja, irgendwie schon…«

»Gut, dann laß dir sagen, daß du dich auch weiter freuen kannst. Allerdings nur, wenn du genau das tust, was ich von dir verlange, Charly. Hast du verstanden?«

»Ich…ich brauche einen Schluck.«

»Damit ist Schluß!« zischte der Vampir. »Ich habe mich nicht umsonst bemüht und dich ausgesucht. Du wirst ab heute meinen Befehlen folgen. Dieses Leichenhaus hier wird nun mir gehören, obwohl du oben deiner Arbeit völlig normal nachgehst. Aber hier unten herrsche ich, denn ich möchte das Haus und den Keller zu einem Treffpunkt machen.«

Charly Water verstand nicht. Er ging zwei unsichere Schritte zurück und fragte: »Zu…zu was?«

»Zu einem Treffpunkt, mehr nicht.«

»Und mit wem willst du dich hier treffen?«

»Das werde ich dir nicht auf die Nase binden«, erwiderte der Vampir, drehte sich um und lächelte teuflisch…

***

Eigentlich trieb man bei so einem Wetter keinen Hund vor die Tür, geschweige einen Menschen. Ich aber hockte in meinem Bentley und lenkte ihn durch das Sauwetter. Der Wagen war wieder in Ordnung gebracht worden, denn er hatte neulich etwas abbekommen, als ich

unfreiwillig die Leitplanke geküßt hatte.[1]

Es hatte geschneit, dann war das Zeug in der Nacht gefroren, und nun fiel der Regen fast senkrecht aus den tiefhängenden Wolken. Die Schneereste auf der Straße sahen aus wie hellgraue Krusten.

Dazwischen gab es dann zwei Spuren, die man als Fahrrinnen bezeichnen konnte, und in die ich meinen Bentley lenkte. Ich mußte achtgeben, daß ich nicht aus der Spur rutschte, denn ich wäre nicht der erste gewesen, der bei diesen tückischen Verhältnissen im Graben gelandet wäre.

Suko war im Büro geblieben, dafür beförderte ich einen anderen Fahrgast.

Es war Myxin, der kleine Magier.

Nicht mein Chef, Sir James, hatte mich dazu überredet, die Tour zu machen, sondern Myxin. Auf seinen Wunsch hin hatten wir uns in den Bentley geschwungen und waren losgefahren.

»Du hättest dir auch ein besseres Wetter aussuchen können«, beschwerte ich mich.

Myxin verzog die Lippen zu einem schmalen Lächeln. »Tut mir leid, John, doch das Wetter kann ich leider nicht beeinflussen.«

»Und so etwas nennt sich Magier.«

»Auch uns sind Grenzen gesetzt.«

»Nobody ist perfect.« Danach schwieg ich, denn ein vor uns fahrender LKW schleuderte Matsch gegen die Scheiben des Bentleys. Ich schaltete die Wischer auf die höchste Stufe, bekam das Glas einigermaßen frei und lenkte auf die rechte Seite, um den Wagen zu überholen. Das gelang mir nur schwerlich.

»Es kommt auf eine Minute nicht an«, meinte Myxin, dem die Fahrerei ebenfalls nicht geheuer war.

Es wurde noch schlimmer, denn der Regen verwandelte sich in dicken, schweren Schnee. Zwar mehr in Schneeregen, aber das Zeug veränderte sich innerhalb von Sekunden zu einem dicken, tanzenden Wirbel, der die Sicht erschwerte.

Unser Ziel lag in einem Vorort von London, dicht an der Peripherie.

Dort gab es ein Zigeuner-Lager, das Myxin unbedingt besuchen wollte. Den Grund wußte ich nicht genau, aber er hing irgendwie mit dem Todesnebel zusammen.

Seit langem schon versuchte Myxin, ein Mittel gegen den Nebel zu finden. Das war ungeheuer schwer, selbst für den kleinen Magier, der wirklich zahlreiche Tricks und Kniffe kannte, aber der Todesnebel hatte ihm bisher Rätsel aufgegeben. Er und Kara, die Schöne aus dem Totenreich, suchten verzweifelt danach, und angeblich hatte Myxin eine Spur gefunden, die in dieses besagte Zigeunerlager führte.

Die seßhaften Menschen stehen dem fahrenden Volk skeptisch gegenüber. Oft zu Unrecht, wie ich meine, denn man hat den

Zigeunern nie eine echte Chance gegeben.
Sehr gläubige Menschen befanden sich darunter, aber auch vermischt mit dem Aberglauben, der einfach nicht auszutreiben war.
Sie waren der Astrologie und den Weissagungen sehr zugetan. Sie glaubten ebenso an den Teufel wie an Gott, und beides vermischte sich manchmal, wobei sie die Existenz dämonischer Wesen nicht in Frage stellten.
Das alles wußte ich, es war Myxin bekannt, aber der kleine Magier hatte mir nicht verraten, ob wir innerhalb des Lagers einen Erfolg erzielen konnten, denn gerade der Todesnebel machte mir schwere Sorgen. Er konnte vom Würfel des Unheils produziert werden. Der Würfel befand sich in den Händen von Lady X, einer Feindin. Sie hatte den Nebel zwar noch nicht groß eingesetzt, aus Gründen, die mir nicht bekannt waren, aber ich hatte seine schreckliche Wirkung bereits einige Male erlebt. Damals war noch Solo Morasso, alias Dr. Tod, der Besitzer des Würfels gewesen, und der hatte eiskalt zugeschlagen, denn der Nebel löste Menschen auf und machte sie zu Skeletten.
Als ich daran dachte, rann es mir kalt den Rücken hinab, und es wurde in der Tat Zeit, daß wir ein Gegenmittel fanden.
»Du kennst jetzt das Mittel gegen den Nebel?« fragte ich Myxin.
»Nein, das nicht.«
»Oh.«
Myxin lachte. »Es führt eine Spur in dieses Zigeunerlager, denn dort soll es jemand geben, der gegen den Nebel immun ist.«
Ich war überrascht. »Menschen?«
»Das möchte ich herausfinden.«
Ich wischte über meine Stirn. Wenn Myxin mit seiner Behauptung recht hatte, war das sicherlich eine ungemein wichtige Sache, die uns einige Schritte voranbrachte.
Menschen, die gegen den Todesnebel immun waren.
Gab es so etwas überhaupt?
Ja, ich gehörte zu ihnen, wenn ich mein Kreuz bei mir trug, das augenblicklich Gegenkräfte entfaltete, sobald es den Nebel spürte.
»Sind diese Zigeuner besonders geschützt?« wollte ich von dem kleinen Magier wissen.
»Keine Ahnung, John.«
Wir hatten das Wembley Stadion bereits passiert und befanden uns in einer sehr ländlich wirkenden Gegend mit schmucken Häusern aber matschigen Straßen, denn hier taute das Zeug nicht so schnell wie in der City.
»Kennst du eigentlich den genauen Ort, wo sich die Zigeuner aufhalten?« wollte ich von Myxin wissen.
»Nein.«

»Da können wir ja bis zum nächsten Jahr suchen.«
»Es sei denn, du fährst eine Polizei-Station an. Dort wird man es dir sagen«, erwiderte Myxin lächelnd.
»Was du alles weißt.« Ich schielte einen Moment nach links und schaute Myxin lächelnd an. Er sah aus wie immer. Seinen dunklen Mantel trug er, der ihm eigentlich zu groß war, denn aus dem Kragen schaute der Kopf, aber kein Hals hervor. Seine Haut schimmerte leicht grün. Man mußte schon genauer hinschauen, um dies erkennen zu können. Das Gesicht wirkte hin und wieder ein wenig zerknittert. Es war schmal, die Augen sehr dunkel, und wer Myxin so sah, der konnte irgendwie Mitleid mit ihm haben, denn er machte nicht den Eindruck eines großen Kämpfers, eher das Gegenteil.
Es hatte mal eine Zeit gegeben, da war es Myxin schlecht ergangen.
Damals existierte Asmodina noch, und sie hatte den kleinen Magier erbarmungslos verfolgt. Sie wollte ihn radikal vernichten, was sie jedoch nicht geschafft hatte, und Myxin hatte sich voll auf meine Seite gestellt. Er war zwar nicht zu einem »Weißen Magier« geworden, aber er setzte seine zurückerlangten Kräfte für uns ein, und das rechnete ich ihm sehr hoch an.
»Du bist so nachdenklich, John«, sagte er.
»Ich muß mich konzentrieren.«
»Halte mal an.«
»Wieso? Auf freier Strecke?«
»Ja.«
Ich war überrascht, fuhr links an den Straßenrand, wo der Schnee noch ziemlich weiß war und die Reifen des Bentleys erste Spuren hineindrückten. Ich ließ den Motor noch laufen. »Was ist denn los?«
»Etwas stimmt hier nicht«, murmelte Myxin.
»Und was?«
»Kann ich dir noch nicht sagen.«
»Gut, wenn es länger dauert, wollen wir die Umwelt nicht verschmutzen.« Ich schaltete den Motor aus.
Es wurde still. Wir hörten das Klatschen der nassen Flocken gegen die Scheiben. Von vorn näherte sich ein Wagen. Es war ein Bus. Vielleicht sogar derselbe, in dem die Horror-Oma Sarah Goldwyn einmal ein schreckliches Abenteuer erlebt hatte, in das auch ich hineingezogen worden war. [2]
Gegen den Bentley wirkte der Bus wie ein Ungeheuer, und als er vorbeirauschte, schleuderte er den nassen, schmutzigen Schnee gegen unseren Wagen.
»Und was ist nun?« fragte ich Myxin.
»Ich habe etwas gespürt.«
Darüber lachte ich nicht. Myxin war ein hochsensibles Wesen. Er war im alten Atlantis mit Schwarzer Magie aufgewachsen, zählte dort zu

den mächtigen Gestalten, und nach Wiedererlangung seiner Kräfte war es ihm gelungen, die alten Tugenden zu regenerieren.

Als er den Gurt löste, wußte ich Bescheid.

»Wo willst du hin?«

»Ich schaue mich draußen einmal um.«

»Hier ist doch nichts. Nur Gegend.«

»Das sagst du. Ich sehe das anders.«

»Befinden wir uns überhaupt in Nähe des Lagers?«

»Das werde ich bald herausfinden«, erwiderte er und stieß die Tür auf. Schnee wirbelte in den Wagen. Die flocken schmolzen sofort.

Myxin schlug die Tür zu, blieb aber neben ihr stehen.

Ich dachte darüber nach, ob ich den Bentley ebenfalls verlassen sollte, ließ es bleiben, denn sollte etwas passieren, würde ich es früh genug merken.

Eine halbe Minute verging. Myxin blieb nicht auf dem Fleck. Er ging ein wenig vor, und seine Füße hinterließen im matschigen Schnee Spuren. Noch immer fielen die Flocken aus den tiefliegenden Wolken.

Allerdings vermischt mit Regen, denn die Temperaturen bewegten sich um den Nullpunkt herum.

Myxin winkte mir zu.

Das Zeichen verstand ich gut, öffnete den Wagenschlag und verließ den Bentley.

Der Wind schleuderte mir den Schnee entgegen. Auf der Gesichtshaut schmolzen die Flocken sofort weg und hinterließen nasse Flecken.

Myxin und ich schauten uns über die Kühlerschnauze hinweg an.

»Was ist denn los?«

Myxin schüttelte den Kopf. »Genaues kann ich dir nicht sagen. Laß uns mal gehen.«

»Sollen wir nicht lieber fahren?«

»Hast du einen Wagen, der das Feld schafft?«

»Wir hätten einen Hubschrauber nehmen sollen«, erwiderte ich, sprang über den Graben und hob einen Zaundraht so weit in die Höhe, daß ich mich darunter hinwegbücken konnte.

Ich stellte den Kragen meines Mantels hoch und stemmte mich gegen die Flocken. Myxin ließ ich den Vortritt. Ihm machte das Wetter nichts aus. Wie ein suchender Hund kam er mir vor, als er losschritt, mal stehenblieb, die Arme hob und weiterwinkte.

Ich war wirklich gespannt, wohin er mich führen würde. Als wir ausgestiegen waren, hatte es so ausgesehen, als wäre das Gelände nur flach. Das stimmte nicht. Es senkte sich in eine kleine Mulde hinab, und dort sahen wir ein Haus.

Im ersten Moment jedenfalls erinnerte mich das Gebäude an ein Haus, beim Näherkommen erkannten wir beide, daß es sich dabei um eine verfallene Bude handelte. Einen Schober. Die Wände standen

schief, das Dach hing mit einer Seite fast auf dem Boden und hatte ein paar Latten verloren. Eine noch nicht vom Schnee verdeckte Wagenspur führte auf die Bude zu, und nach ihr richteten wir uns.

Auch ich war jetzt vorsichtig geworden. Mir gefiel es überhaupt nicht, daß wir deckungslos auf die Bude zuschritten. Man konnte uns von dort sehr genau sehen, obwohl wir von den Flocken umwirbelt wurden. Den Spuren nach zu urteilen, konnten sich innerhalb der alten Hütte durchaus feindliche Wesen verborgen haben.

»Meinst du das?« fragte ich Myxin.

»Ja.«

»Einen Verdacht hast du nicht?«

»Irgendwie schon.«

»Und?«

»Es kann etwas mit mir oder dem Todesnebel zu tun haben. Ich möchte mehr nicht sagen, wir werden es sehen.«

»Bitte, warten wir es ab.« Bis auf zwanzig Yards hatten wir uns der Bude genähert. Wir wurden weder beschossen noch angerufen, die Fenster — viereckige Löcher im Holz — gähnten leer.

Und doch bekam ich ein unbestimmtes Gefühl. Da konnte einiges schieflaufen, wenn wir nicht achtgaben.

»Sollen wir uns trennen?«

Myxin hob die Schultern. »Ich glaube, daß ist nicht nötig. Aber halte deine Waffe bereit.«

»Darauf kannst du dich verlassen.« Schon während wir gingen, hatte ich zwei Knöpfe des Mantels geöffnet, um so rasch wie möglich an die Beretta zu gelangen.

Daß die Tür nicht verschlossen war, hatten wir längst festgestellt. Der Wind trieb die Flocken in das Innere der baufälligen Hütte, und er pfiff auch durch die Ritzen der Wand.

Was wir taten, war an sich völlig natürlich. Da gingen zwei Männer auf eine Hütte zu, und doch war es gefährlich. Ich spürte, daß Unheil in der Luft lag, drehte mich ein paarmal um, sah aber nur den vom Himmel fallenden Schnee.

Direkt vor der Hütte lag er nicht. Auf Schrittlänge war er getaut.

Brauner Matsch kam zum Vorschein, vermischt mit Wasser, das in den Trittstellen lag.

»Hier war jemand«, murmelte ich, blieb rechts neben der Tür stehen und schielte in das Innere der Hütte.

Es war zu dunkel, um etwas erkennen zu können.

Myxin wollte es wissen. Er schaute nicht erst hinein, hob das Bein an und trat die Tür auf.

Sie schleifte noch über den Boden, kam dann zur Ruhe, und Myxin war mit zwei schnellen Schritten in der Hütte.

Er blieb stehen und schaute sich um.

Ich hatte nicht so einen guten Blick. Er besserte sich jedoch, als ich ebenfalls auf Myxins Ruf hin die Hütte betrat und den ausgestreckten Arm des kleinen Magiers sah, der auf ein dunkles Bündel am Boden deutete.

»Da!«

Es war ein Mensch!

Ich drängte Myxin zur Seite, bückte mich, konnte jetzt besser sehen und zuckte zurück.

Der Mann am Boden war tot. Er blutete aus mindestens zehn Wunden. Man hatte ihn auf grausame Art und Weise umgebracht.

Dann hörte ich Myxins Stimme.

»Sie dir das Blut an, John.«

Ich beugte mich vor, schaute genauer hin und konnte erst nichts feststellen. »Wieso, was…?«

»Fällt dir nichts auf?«

Jetzt erst sah ich es. Es war kein normales Blut, sondern wesentlich dickeres, und es besaß eine grüne Farbe…

***

Das war wirklich eine Überraschung. Beim ersten Sichtkontakt mit dem Toten hätte ich damit nicht gerechnet, und ich fragte mich, welches Wesen da vor uns lag.

»Ein Druide?«

Ich hatte die Worte nur leise ausgesprochen, sie waren trotzdem von Myxin verstanden worden.

»Ich kann es dir nicht sagen, John. Möglich ist es. Laß ihn uns nach draußen schaffen.«

»Zumindest bis auf die Türschwelle«, schränkte ich ein.

»Bist du aus Zucker?« fragte Myxin.

»Das nicht, aber ich will nicht gern einschneien.«

»Gut, ich helfe dir.«

Myxin kam zu mir. Er bückte sich, und wir schleiften den Leblosen bis auf die Schwelle.

Zum erstenmal konnte ich sein Gesicht richtig erkennen. Ein Messerstich hatte es ebenfalls getroffen. Die Wunde klaffte tief, und das Blut hatte die Haut bedeckt, als wäre es grüne Farbe.

Eine Erklärung fand ich auch hier nicht und schaute Myxin, der neben mir kniete, fragend an.

Der kleine Magier nickte.

»Soll ich jetzt annehmen, daß du etwas weißt?«

»Möglicherweise, John.«

»Und?«

Myxin gab mir keine akustische Antwort, sondern faßte nach dem Kinn des Toten und öffnete den Mund.

Im Gegensatz zu dem kleinen Magier war ich überrascht, als ich die beiden Vampirzähne sah. Vor uns lag ein vernichteter Blutsauger, der sich allerdings nicht aufgelöst hatte.

Das verstand, wer wollte, ich nicht. »Was soll das denn schon wieder?« erkundigte ich mich.

Myxin hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen, John. Noch nicht, aber ich habe einen Verdacht.«

»Und welchen?«

»Dieser Vampir, der eigentlich gar keiner ist, stammt aus Atlantis!«

Freunde, das war ein Hammer. Ich wäre fast zurückgefallen, so sehr hatte mich die Eröffnung geschockt. »Aus Atlantis?« flüsterte ich.

»Bist du dir sicher?«

»So gut wie.«

»Aber wie ist das möglich? Wie kann er überlebt haben? Himmel, Atlantis ist vor ungefähr 10 000 Jahren untergegangen, und es…«

»Auch ich habe überlebt.«

»Richtig, aber er ist nicht du.«

Myxin lächelte knapp. »Das stimmt schon, nur haben wir einiges gemeinsam, wenn ich mich recht erinnere. Er ist ebenfalls ein Magier gewesen. Und ich weiß sogar seinen Namen. Er nannte sich Ambiastro und stammte aus einem anderen Reich.«

»Aus welchem?«

»Das weiß ich nicht. Mir ist nur bekannt, daß Ambiastro nie allein war. Er hatte noch zwei Brüder. Sie waren Drillinge und trugen auch dieselben Namen. Wer sie angriff, bekam es immer mit allen dreien zu tun.«

»Was haben sie gemacht?« wollte ich wissen.

»Es ist schwer zu sagen, aber sie beschäftigten sich mit den Dingen, nach denen die Menschheit später und auch heute noch sehr intensiv geforscht hat. Materienumwandlung, sagt man wohl dazu. Aus einem Stein einen Klumpen Gold zu machen, das war der Traum der Menschheit. Sie wußten, wie man es schaffte.«

Ich dachte nach dieser Antwort daran, daß uns eigentlich der Todesnebel hergeführt hatte. »Ist es dann möglich, daß diese drei Magier ein Mittel gegen den Todesnebel kennen?«

»Damit kann man rechnen. Wenn sie es geschafft haben, die Materie umzuwandeln, dann können sie auch den Todesnebel zu einem harmlosen Nebel degenerieren.«

Das war ja der Klopfer überhaupt, und mir wurde fast schwindlig.

Sollten wir tatsächlich das große Glück haben, diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen? Es war umwerfend, einfach zu schön, um wahr zu sein.

Nur war dieser Magier tot, und das sagte ich auch Myxin.

Der kleine nickte. »Leider lebt er nicht mehr. Aber er hat noch zwei

Brüder.«
»Die wir finden müssen.«
»Genau.«
»Und seine Mörder?« Ich deutete auf den Toten.
»Kannst du dir nicht vorstellen, daß die drei Feinde haben, John?«
»Und wie. Ich brauche da nur an Lady X zu denken.«
»Richtig. Da sie den Würfel des Unheils besitzt, wäre es für sie fatal, wenn jemand ein Mittel gegen den Nebel fände.«
»Dann könnte es also möglich sein, daß Lady X diesen Mord auf dem Gewissen hat.«
»Gewissen ist gut«, erwiderte Myxin. »Wir können diese Möglichkeit allerdings nicht ausschließen.«
Unwillkürlich schaute ich nach draußen. Da lauerte niemand, nur die dicken Flocken fielen nach wie vor vom Himmel. »Wenn sie ihn tatsächlich umgebracht haben sollte, muß sie in einen regelrechten Rausch hineingeraten sein«, bemerkte ich.
»In der Tat. Aber wir wollen uns nicht zu sehr auf Lady X versteifen. Es können auch andere gewesen sein.«
»Und wer?«
»Vielleicht die Zigeuner.«
»Dann müßten sie mit Lady X unter einer Decke stecken.«
»Ich kann es nicht ausschließen«, erwiderte Myxin.
Nein, das konnte und wollte ich auch nicht. Allerdings kannten wir keine Zusammenhänge, noch nicht, und wir mußten uns sputen, wenn wir das Rätsel aufklären wollten.
»Wie kann er gestorben sein?« fragte ich.
»Durch Messerstiche.«
»Sicher, aber durch normale Messer?«
Myxin schüttelte den Kopf. »Daran glaube ich nun wieder nicht. Man kann Ambiastro auf diese Art und Weise nicht töten. Da mußt du schon andere Waffen nehmen.«
Bisher hatte ich in der Hocke gesessen. Jetzt stand ich auf. Auch Myxin blieb nicht länger sitzen. Wir kamen überein, den Toten vorerst hier liegen zu lassen. Es wurde Zeit, daß wir uns mit den Zigeunern näher beschäftigten.
Der Meinung war auch Myxin. Er wollte die windschiefe Hütte vor mir verlassen. Auf der Schwelle jedoch blieb er so plötzlich stehen, daß ich gegen ihn stieß.
»Was ist los?«
Myxin drehte nur den Kopf. Ich sah den warnenden Ausdruck in seinen Augen, schaute unwillkürlich auf den toten Ambiastro und wurde abgelenkt, denn durch eine Fensterluke glotzen zwei Gewehrläufe, deren Mündungen auf mich gerichtet waren.
Kaum hatte ich das Bild erfaßt, als ich Stimmen vernahm und auch

Schritte hörte.
Dann sagte Myxin. »Rühr dich nicht, John. Sie haben uns.«
Einen Herzschlag später preßte mir jemand etwas Hartes in den Rücken. Wir waren umzingelt!

***

Suko war im Büro zurückgeblieben. Da seiner Ansicht nach der Fall nicht so dringend war und er auch keine große Lust hatte, war er direkt froh gewesen, zurückbleiben zu können.
Jetzt schaute er aus dem Fenster, sah den grauen Himmel und auch die Flocken, die aus den Wolken fielen, zu Boden tupften und dort wegschmolzen.
Nein, bei diesem Wetter machte es keinen Spaß, sich im Freien herumzutreiben, auch wenn man im Auto saß.
Glenda kam. Suko hörte ihre Schritte, er roch zudem auch, daß sie sein Büro betreten hatte, denn sie brachte den Tee, den sie für ihn immer kochte. Und der verbreitete sein duftendes Aroma.
»Das ist doch was«, sagte Suko beim Umdrehen und rieb sich die Hände.
Glenda stellte das kleine Tablett ab. »Ich glaube, daß John jetzt auch ein Glas vertragen könnte.«
»Sicher. Sein Pech, daß er nicht hier ist. Bei dem Wetter jagt man nicht einmal eine Katze vor die Tür.«
Glenda nahm den Geisterjäger in Schutz. »Er ist eben diensteifrig.«
Der Inspektor hatte die Tasse bereits hochgehoben. Über deren Rand hinweg schaute er Glenda an. »Soll das heißen, daß ich weniger diensteifrig bin?« Er sprach in einem strengen Ton.
»In diesem Fall fällt mir die Antwort schwer«, gab Glenda zu und lächelte.
»Das ist ja die Höhe. Ich werde mir genau merken, daß du John Sinclair immer vorziehst.«
»Stimmt nicht.« Glenda wedelte mit der Hand, um ihre Meinung zu unterstreichen. »Stimmt überhaupt nicht.«
»Das mußt du erklären.«
»Koche ich dir nicht immer Tee?«
»Stimmt.«
»Na bitte!«
»Aber du kochst John auch Kaffee.«
Glenda verdrehte die Augen. »Was hat das denn mit deinem Tee zu tun, Herr Inspektor.«
»Eigentlich nichts.«
»Na bitte.«
Suko lachte. »Ich finde es toll, daß man dich so auf den Arm nehmen kann und du bei allem, was John Sinclair angeht, so heftig reagierst.

Bis du eigentlich in ihn verschossen?«

Glenda bekam nicht nur einen roten Kopf, sie öffnete auch den Mund, um nach Luft zu schnappen. Ihr zweifarbiger Pullover bekam dabei mehr Volumen, aber eine Antwort gab sie nicht denn in ihrem Zimmer meldete sich das Telefon.

»Laß dir ruhig mit der Antwort Zeit«, bemerkte Suko grinsend.

Glenda ging. »Wir sprechen uns noch!« drohte sie und nahm den Hörer ab. Wenig später stellte sie schon durch.

Suko hockte auf der Schreibtischkante, als er fragte: »Wer ist es denn?«

»Eine Frau.«

»Aha. Hat sie auch einen Namen?«

»Ja. Sie heißt Susan Water.«

»Noch nie gehört.«

»Ich auch nicht«, sagte Glenda. Sie meint aber, daß es sehr dringend wäre und sich einer der Herren doch Zeit nehmen möge. Man hat sie an dich oder John verwiesen.

»Dann schick sie mal hoch.« Suko legte auf. Er war gespannt, was diese Susan Water von ihm wollte.

Drei Minuten später war sie da. Sie klopfte erst schüchtern an. Suko fuhr mit seinem Stuhl zurück, so daß er durch die offene Verbindungstür in Glendas Büro schauen konnte.

Er sah Susan Water.

Einen nassen Regenschirm trug sie in der Hand. Der Mantel bestand aus grünem Kunstleder, ein Kopftuch bedeckte ihre Haare, und das Gesicht wirkte sehr schmal.

»Bitte, kommen Sie doch zu Inspektor Suko«, sagte Glenda und erhob sich von ihrem Stuhl. Sie brachte die Besucherin in Sukos Office, der sie begrüßte und ihr den Mantel abnahm. Den Schirm stellte er auch in einen Ständer.

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee?« fragte er freundlich und deutete auf den Besucherstuhl.

»Wenn es keine Mühe macht«, sagte die Besucherin und nahm ihr Kopftuch ab.

»Nein, natürlich nicht.« Suko bestellte bei Glenda eine Tasse. Als er zurückkam, schaute er sich Susan Water an. Sie trug eine lange Hose und einen dicken Winterpullover aus pechschwarzer Wolle. Ihr halblanges Haar war ziemlich farblos. Es besaß auch wenig Glanz. Die Wangen in der blassen Haut wirkten eingefallen, unter den Augen lagen Ringe, und die Finger wiesen darauf hin, daß die Frau hart arbeiten mußte, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen.

»Womit kann ich Ihnen helfen, Miß Water? Oder sind Sie verheiratet?«

»Nein, Miß ist schon richtig«, erwiderte sie, strich sich eine Strähne

aus dem Gesicht, senkte den Kopf und schaute auf die Hände, die mit dem Tuch spielten. »Wissen Sie, ich war noch nie bei der Polizei, habe nichts damit zu tun gehabt und…«

»Wir fressen keinen«, lachte Suko. »Aber Sie müßten mir schon sagen, aus welchem Grund Sie mich besuchen?«

Sie wollte antworten, doch Glenda kam und brachte den Kaffee. Sie lächelte freundlich, und Susan bedankte sich mit einem Kopfnicken, als Glenda die Tasse abstellte.

Zucker hatte Glenda ebenfalls dazugelegt. Susan warf die beiden Würfel in den Kaffee und rührte um. »Es ist ja nicht wegen mir«, begann sie, »sondern wegen meines Vaters.«

»Ist er mit dem Gesetz in Konflikt geraten?« wollte Suko wissen.

»Nein, das nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich wunderte mich nur über seine seltsamen Ausdrücke und über sein Benehmen, das doch aus dem Rahmen fiel.« Sie nahm einen Schluck. Suko lehnte sich zurück. Er war ein guter Zuhörer und sagte auch nichts, als Susan Water fortfuhr. »Ich habe nur noch Kontakt zu meinem Vater. Meine Mutter hat ihn vor langer Zeit verlassen, sie ist mit einem Zigeuner durchgebrannt. Ich wuchs bei Dad auf, aber es war kein gutes Leben. So früh wie möglich habe ich mich auf die eigenen Füße gestellt, denn mein Vater trank und trinkt noch immer. Allerdings habe ich mit ihm nie gebrochen, denn ich weiß selbst, wie schwer es für ihn gewesen sein muß, mich groß zu ziehen. Auch heute kümmere ich mich noch um ihn, besuche ihn einmal die Woche und sehe nach dem Rechten. Ich putze auch seine Wohnung. So war es auch heute morgen. Er selbst lag noch im Bett, sein Dienst beginnt erst gegen Mittag.«

»Darf ich fragen, welch einen Beruf Ihr Vater ausübt?« erkundigte sich Suko. »Er ist Leichenwäscher.«

Ein anderer wäre vielleicht zusammengezuckt. Nicht so der Inspektor.

Er hatte sich gut in der Gewalt. »Leichenwäscher«, murmelte er.

»Nun ja…«

»Es ist ein guter Beruf und auch einer wie jeder andere«, verteidigte Susan ihren alten Herrn.

»Um Himmels willen, ich will da nichts gegen sagen, aber hat Ihr Besuch hier bei uns vielleicht etwas mit dem Beruf Ihres Vaters zu tun?«

Susan Water schaute den Chinesen an, und ihre Augen weiteten sich.

»Ja, das hat er. Woher wissen Sie das?«

»Ich habe es geraten.«

Sie hob die schmalen Schultern und trank noch einen Schluck Kaffee.

»Es ist ja so, Inspektor, mein Vater ist trotz seines Berufs ziemlich normal geblieben, wenn er auch ein recht eigenes Verhältnis zu seinen Kunden — sprich Leichen — hat. Er mag sie, er spricht mit ihnen, das

alles kenne ich, daran habe ich mich gewöhnt. Nur in den letzten drei Tagen, da hat er mich angerufen, und ich bin öfter zu ihm gekommen. Da redete er von Vampiren und schwarzen Särgen.«

Suko verengte ein wenig die Augen. »War er vielleicht betrunken?«

»Das auch.«

»Dann kann es…«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, Inspektor. So ist es aber nicht. Wenn mein Vater betrunken ist oder war, dann ging er zwar leicht schwankend und reagierte entsprechend langsamer, aber er wußte noch immer, was er sagte. Und diese Begriffe wie Vampir und schwarze Särge, die sind nicht seiner Phantasie entsprungen, glauben Sie mir.«

»Haben Sie nachgeforscht?«

»Natürlich. Er war dann immer sehr sauer, hat mich angeschrieen und gesagt, daß ich mich aus allem heraushalten sollte, aber ich habe Angst um ihn bekommen, Inspektor. Können Sie das verstehen?«

»Sehr gut sogar.«

Susan atmete tief ein, nahm die Tasse und leerte sie. Als sie das Gefäß abstellte, fragte sie: »Können Sie sich vielleicht mal mit meinem Vater unterhalten, wenn es Ihre Zeit erlaubt? Ich weiß, das ist ein wenig viel verlangt, ich war auch schon bei der Verkehrspolizei, da hat man mich ausgelacht, doch als ich hier in meiner Not anrief und das Wort Vampire erwähnte, da wurde ich zu Ihnen gebracht.«

»Das war gut, denn ich werde mich um diese Sache kümmern.«

Erstaunt schaute Susan den Inspektor an. »Wann wollen Sie denn…«

Suko stand auf. »Sofort, und Sie werden mich zu Ihrem Vater begleiten. Okay?«

»Ja, ja, sicher. Ich mache das. Wir müssen aber in das Leichenhaus gehen.«

Suko lächelte. »Das macht nichts.« Er griff nach seiner dicken Jacke.

»Sind Sie mit einem Wagen hier?«

»Nein, ich habe kein Geld für ein Auto. Dazu reicht der Lohn nicht. Ich bin mit der U-Bahn gekommen.«

»Gut, dann nehmen wir einen Leihwagen vom Yard.« Mit der Maschine wollte Suko nicht fahren. Ihm allein hätte es nichts ausgemacht, bei dem Wetter auf der Harley zu sitzen, aber Susan Water wollte er die Strapaze nicht zumuten. Suko sagte Glenda noch Bescheid. Er erfuhr von Susan die genaue Anschrift und gab sie an Glenda weiter.

»Ins Leichenhaus willst du?« fragte sie.

»Ja, weshalb nicht?«

»Gib acht, daß sie dich nicht behalten.«

»Das wüßte ich aber«, erwiderte der Inspektor und schloß die Tür von außen. Noch war er optimistisch…

***

Der Kerl war gedankenschnell an mir vorbeigehuscht, hinter mir stehengeblieben, und die Mündung der Waffe drückte sich hart durch die Kleidung in mein dünnes Fleisch am Rücken.

Ich hütete mich, auch nur einen Finger zu rühren. Dabei brauchte ich nur an den seltsamen Vampir zu denken, um erkennen zu können, wie gefährlich die Männer waren, die uns umzingelt hatten. Sie hatten mit dem Vampir kurzen Prozeß gemacht, uns würde es nicht besser ergehen.

Auch Myxin wurde bedroht. Zwei Gewehrmündungen zeigten auf seinen Körper. Der Magier stand steif auf dem Fleck. Er hatte es nicht nötig, den Befehlen der anderen nachzukommen, denn ihm machten Bleigeschosse nichts aus. Er hätte auch fliehen können, denn er beherrschte die Gabe der Telekinese, und doch ließ er es bleiben.

Myxin wollte mich nicht allein lassen und außerdem erfahren, was die Männer mit uns vorhatten.

Wenn ich an das Wort Männer dachte, dann kam mir auch gleichzeitig ihre Zahl in den Sinn. Mit wie vielen Typen wir es zu tun hatten, konnte ich nicht genau sagen, rechnete aber mit fünf Gegnern: Zwei bedrohten mich, zwei andere Myxin, und ich dachte auch noch an den Typ, der seinen Waffenlauf durch das Fenster an der Rückseite geschoben hatte.

Der Schnee fiel schwer und dicht. Die beiden Kerle, die Myxin bedrohten, trieben ihn vor, und der kleine Magier ließ es sich auch gefallen. Schon nach wenigen Schritten waren von den dreien nur mehr Schatten zu sehen, denn ihre normalen Umrisse verschwanden innerhalb des wirbelnden Vorhangs.

Ich hörte hinter mir die zischende Stimme. »Geht nach draußen!«

Einer zweiten Aufforderung hätte es nicht bedurft. Ich setzte mich in Bewegung und wurde schon nach zwei kleinen Schritten von dem wirbelnden Vorhang eingeschlossen.

Und dann traf mich der gemeine Schlag in den Rücken. Es war ein Hieb mit dem Gewehrkolben. Ich hatte nicht damit gerechnet, wurde nach vorn katapultiert und fiel lang in den Schnee.

Der Schmerz tobte in meinem Körper. Ich hatte das Gefühl, an einer gewissen Stelle im Rücken geteilt worden zu sein. Meine Atmung war nicht mehr in Ordnung, mir fiel es schwer, Luft zu holen, und es war der kalte Schnee, der auf meiner Gesichtshaut lag und sie kühlte, so daß ich wieder einigermaßen klar wurde.

Hochkommen ließ man mich nicht. Ich mußte liegenbleiben, und jemand drückte mir die Mündung des Gewehres in den Nacken.

»Was habt ihr hier gewollt?« hörte ich eine rauhe Stimme. »Los, sag es! Wir wollen es wissen!«

»Nichts Bestimmtes.«

»Soll ich dir den Schädel einschlagen?«

»Es…es war wirklich ein Zufall«, erklärte ich stockend und unter großen Mühen.

»Schieß ihn tot!« forderte der zweite.

Als ich diese Worte hörte, erschrak ich bis ins Mark. Waren die Menschen wirklich so brutal und abgebrüht, daß sie einen anderen kurzerhand erschossen?

Klar, sie hatten gemordet, wir hatten den Toten entdeckt und sie praktisch entlarvt, waren unliebsame Zeugen, und die schaffte man eben in gewissen Kreisen aus dem Weg.

»Wir bringen ihn erst zum Wagen. Da können wir ihn erledigen und seine Leiche in den Kofferraum legen.«

»Gut.«

Also bekam ich eine Galgenfrist. Die beiden Kerle, die ich noch nicht richtig erkannt hatte, schienen zur Unterwelt zu gehören. Ich glaubte einfach nicht daran, daß ich es hier mit Zigeunern zu tun hatte, nein, das waren Gangster, Killer der übelsten Sorte. Profis, die ihr Geschäft verstanden.

Ich mußte aufstehen.

Dabei tat ich mich schwer, denn mein Rücken und genau die Stelle, wo der Kolben getroffen hatte, brannte. Ich verzog das Gesicht, versuchte durchzuatmen, was nur zur Hälfte gelang, alles andere wurde vom Schmerz überstrahlt.

Ich ging mit zitternden Knien. Der Schnee peitschte jetzt von rechts gegen mich, und nach rechts mußte ich mich auch wenden, denn die beiden Kerle drückten und dirigierten mich genau in diese Richtung.

Schwer stampfte ich durch den frisch gefallenen und tiefen Schnee.

Wir umrundeten die Hütte, und ich sah, als ich die Rückseite erreicht hatte, Fußspuren, die von den Männern stammen mußten. Hinter der Hütte führte das Gelände ein wenig bergauf. Unter dem Schnee merkte ich den unebenen Boden. Zweimal knickte ich um, und ich hatte meine Bewacher noch immer nicht gesehen.

Sie blieben hinter mir. Hin und wieder spürte ich die Waffe im Kreuz, für mich ein Zeichen, daß sie auf der Hut waren.

Natürlich suchte ich nach einer Möglichkeit, dieser Klemme zu entwischen. Das allerdings würde schwer werden, denn die beiden paßten auf wie Schießhunde.

Auf das Ziel war ich gespannt, und ich sah es schon sehr bald, als wir den Rand der Mulde erreicht hatten. Vor uns lag eine kleine Straße.

Sie teilte praktisch zwei Felder, und am Rand der Straße stand ein dunkler Wagen, dessen Dach eine Haube aus Schnee zierte. Es war ein deutsches Fabrikat, ein Mercedes.

»Geh da hin!« wurde mir befohlen.

Einen Augenblick blieb ich noch stehen, denn ich wunderte mich,

daß ich Myxin nicht sah.
»Mach!« Ich wurde angeschrieen, und mir blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten.
Der Wagen sollte mein Sterbeplatz sein. Ich war inzwischen zu der Überzeugung gekommen, daß die beiden Kerle hinter mir kein Pardon kannten. Vielleicht waren es auch drei, so genau wußte ich es nicht, denn ich hatte mich nicht getraut, den Kopf zu wenden.
Immer stärker war die Gewißheit geworden, es nicht mit Zigeunern zu tun zu haben. Die konnten sich so etwas überhaupt nicht leisten, hier mußte noch eine andere Gruppe mitmischen.
Ein paarmal rutschte ich, weil es bergab ging und sich unter dem Schnee Ackerfurchen befanden.
Ein tanzender weißer Vorhang umgab mich. Die Schneeflocken fielen sehr dicht, der Wagen verschwamm vor meinen Augen, seine Scheiben waren verklebt, und vom Wind war auch Schnee gegen die Kühlerhaube geweht worden.
»Geh bis zum Wagen und drehe dich langsam um. Wir schießen nämlich keinem in den Rücken«, wurde mir befohlen.
»Ich habe verstanden.«
»Wie schön für dich.«
Einer der Typen meinte, und das bekam ich noch gut mit: »Wo sind eigentlich die beiden anderen? Sie wollten doch diesen Zwerg umlegen.«
»Keine Ahnung.«
»Werden schon kommen.«
Ich hatte den Wagen erreicht. Es war ein Mercedes der oberen Klasse.
Er bot auch fünf Personen bequem Platz.
»Dreh dich jetzt um!«
Das tat ich auch. Zum erstenmal sah ich die Kerle richtig vor mir.
Zum Glück waren sie so nahe herangekommen, daß ich sie trotz des Schneefalls erkennen konnte und meinen Verdacht bestätigt bekam.
Das waren keine Zigeuner.
Die Menschen dieser Volksgruppe sahen anders aus. Die Typen vor mir konnte man in die Kategorie Killer einordnen.
Killer, die sich mit Atlantis beschäftigten? Ich dachte nach, und ich kam automatisch auf den Namen Logan Costello.
Der Mafiachef, der Boß dieser Bande, Herr der Londoner Unterwelt und mein Feind, konnte die Killer geschickt haben. Zudem hatte er früher mit Dr. Tod zusammengearbeitet. Seit es ihn nicht mehr gab, hörte er auf das Kommando von Lady X.
Und von Lady X war es nicht mehr weit bis zum Würfel des Unheils und damit zum Todesnebel, gegen den die alten Vampir-Drillinge Ambiastro angeblich ein Mittel gefunden hatten.
Ein kleiner Teil des Kreises schloß sich allmählich, doch weitere

Fragen blieben offen.

Ich schaute auf die Waffen der Männer. Zwei von ihnen trugen tatsächlich Gewehre, der dritte hielt einen stupsnasigen Revolver in seiner rechten Faust.

Die Typen trugen Mäntel. In der Farbe ebenso schwarz wie ihre Seelen. Naß waren die Gesichter. Der rechte von ihnen war Hutträger.

Auf seinem Filz lag eine weiße Schicht.

Wir starrten uns an.

»Willst du noch etwas sagen?« wurde ich gefragt.

»Nein.«

»Okay, dann legen wir dich um!«

Sie hoben die Waffen, und ich kam mir vor wie bei einer Exekution.

Jetzt erst wurde mir richtig bewußt, daß ich erschossen werden sollte, und eine wilde Angst schoß in mir hoch…

***

Suko war nicht nur ein guter Motorradfahrer, er konnte auch mit einem fremden Wagen gut umgehen. Sicher steuerte er ihn durch den dichten Londoner Verkehr.

Susan Water saß neben ihm. Den Kopf hielt sie gesenkt. Die Lippen waren zusammengepreßt, und noch immer spielten ihre Finger mit dem Kopftuch. Manchmal zog sie auch die Nase hoch oder wischte über die Augen.

»Was ist mit Ihnen?« fragte Suko, als er an einer Ampel stoppte.

»Ich weiß nicht, ob ich das alles richtig gemacht habe«, erwiderte Susan leise.

»Machen Sie sich da mal keine Gedanken«, beruhigte Suko das Mädchen. »Vielleicht ist es völlig harmlos.«

»Möglich.«

»Ist Ihr Vater denn in der letzten Zeit verändert gewesen?«

»Das kann man nicht so sagen. Er war schon immer ein wenig komisch. Möglicherweise hat das auch der Alkohol gemacht, den er immer getrunken hat. So etwas ist ja nie gut, der zerstört. Ich habe gelesen, daß sich die Gehirnzellen nicht mehr so erneuern, wenn ein Mensch von der Alkoholsucht gepackt worden ist.«

»Ja, das stimmt.«

Suko fuhr wieder an. Auf der Edgware Road kam er jetzt besser voran, und sie bewegten sich bereits an der Grenze zu Paddington.

»Ich trinke fast nie. Wenn es sich nicht vermeiden läßt, nehme ich auch einen Schluck zu mir, ansonsten halte ich es mit nichtalkoholischen Getränken, das finde ich besser.«

»Ich auch.«

Suko lachte. »Dann sind wir uns ja einig.«

»Haben Sie die Adresse behalten?« fragte das Mädchen.

»Ja, Delaware Road.«

»Stimmt.«

»Wir sind gleich da«, bemerkte Suko. »Ich kann Ihnen eine Abkürzung zeigen.«

»Das ist mir lieber.«

Grau hing der Himmel über London. An einigen Stellen sah Suko noch schmutzige Schneereste liegen. Ansonsten waren die Straße frei. Vor allen die breiteren. Man hatte auch gestreut, und die Salzkörner spritzten gegen das Unterteil des Wagens.

Susan kannte sich in der Tat aus. Sie sagte Suko, wie er zu fahren hatte, und der Chinese wurde durch ein Wirrwarr kleiner Straßen geführt. Noch nie in seinem Leben war er hierher gefahren.

»Da ist bereits der Friedhof«, sagte Susan und deutete auf eine Mauer.

»Und das Leichenhaus?«

»Wir müssen noch einmal um den Friedhof herum. Es befindet sich leider an der anderen Seite.«

»Machen wir doch alles.« Suko mußte halten, denn mehrere Menschen wollten über die Straße. Sie gehörten zu einer Trauergemeinde, die zur Beerdigung schritt.

»Hat Ihr Vater damit auch etwas zu tun?« fragte der Inspektor.

»Womit?«

»Ich spreche von Beerdigungen.«

»Nein, nicht. Er präpariert die Toten nur. Mein Vater ist Leichenwäscher, kein Totengräber.«

»Ich dachte nur, daß er beides macht.« Sie schüttelte den Kopf.

Zwei Minuten später bogen sie in die Delaware Road ein und erreichten somit die Rückseite des Friedhofs. Susan sagte dem Chinesen, wo er zu stoppen hatte, und Suko drückte das Bremspedal nach unten. Der Leihwagen rollte aus.

»Kann ich im Wagen bleiben?« fragte Susan leise.

Suko, der den Gurt löste, war überrascht. »Wieso?«

»Ich möchte meinem Vater nicht unter die Augen treten. Ich weiß nicht, wie er reagiert.«

»Haben Sie Angst?«

»Das nicht gerade, ein ungutes Gefühl schon, schließlich habe ich ihn in die Lage gebracht.«

»Keine Sorge. Vielleicht ist alles ganz harmlos. Kommen Sie, Mädchen, wir schaukeln das schon.«

Sukos Optimismus steckte auch Susan an. Sie stieg aus und knotete hastig ihr Tuch um den Kopf, weil der Regen aus den grauen Wolken fiel und das Haar näßte.

Sie schritten nebeneinander auf den Hintereingang zu. »Hier betritt mein Vater auch immer das Leichenhaus«, erklärte Susan.

Suko suchte nach einer Klingel. Er fand sie in der Türnische, rechts im Mauerwerk.

Der Inspektor legte seinen Daumen auf den Knopf und hörte im Innern das schrille Bimmeln einer Glocke. »Das reicht, um Tote aufzuwecken«, kommentierte er lachend.

Susan lächelte schmal.

Schritte und eine Stimme vernahmen sie. Die Stimme klang rauh, zudem ein wenig ärgerlich. »Wer ist denn da, zum Henker! Ich erwarte keine neue Ladung.«

Suko nickte Susan zu, und die verstand. »Ich bin es Dad. Bitte, öffne die Tür.«

»Du?«

»Ja, Dad…«

»Was willst du denn um diese Zeit? Du kommst doch sonst nicht am frühen Mittag.«

»Bitte, Dad, öffne!«

»Ja, ja, okay. Aber ich bin bei der Arbeit. Wenn du keine Angst vor einer Leiche hast, kannst du reinkommen.«

Suko und Susan vernahmen, wie ein Riegel zur Seite geschoben wurde, dann zog Charly Water die Tür auf.

Suko war überrascht, als er den Knaben vor sich sah. Daß Susan über den Zustand ihres Vaters die Wahrheit berichtet hatte, merkte er an der Schnapsfahne, die ihm entgegenwehte. Also hatte der Mann bereits getrunken.

»Was will der Chinese denn hier?« fragte Water zur Begrüßung und hielt sich an der Türkante fest.

»Mit Ihnen reden.«

»Ich aber nicht mit dir, Chinese.« Water wollte die Tür zuhämmern.

Er schaffte es fast, bis Suko seinen Fuß vorstellte und die Tür somit stoppte.

»Nicht so hastig, Meister.«

»He, was bildest du dir ein, Chinese! Ich bin hier der Herr im Haus, verstanden?«

»Dagegen hat auch keiner was«, erwiderte Suko und drückte die Tür nach innen.

Water konnte nichts dagegen tun. Auch er mußte zurück, so daß Suko und Susan das Haus betreten konnten.

Charly Water war bis gegen die Wand gefallen. Dort stand er und schaute auf den Inspektor und seine Tochter, die als letzte die Tür wieder hinter sich schloß. Als Suko ihn ansah, senkte er zuerst seinen Blick und drehte den Kopf Susan zu. »Was wollt ihr überhaupt?« regte er sich auf. »Verflixt, laßt mich doch in Ruhe. Ich will hier nicht gestört werden.« Seine Stimme klang schwer. Der Alkohol hielt ihn bereits in seinen unsichtbaren Fesseln, und aus der Tasche seines

grauen Kittels schaute der Hals einer Brandyflasche.

»Dad, wir wollen nur mit dir reden.«

»Da gibt es nichts.«

»Doch, Daddy. Stell dich doch nicht so an. Laß uns miteinander sprechen.«

Charly Water grinste und schluckte gleichzeitig. Wobei letzteres mehr ein Rülpsen war. »Wenn ihr meint, an mir soll's nicht liegen. Ich kann euch aber nur in mein Arbeitszimmer führen.«

»Tun Sie das«, sagte Suko.

Water schielte den Inspektor an. »Haben Sie keine Angst vor Leichen?« murmelte er.

»Nein, wieso?«

Water lachte kichernd und zog die Flasche aus der Tasche. Er kam nicht dazu, sie zu öffnen, denn Susan war schneller. Mit einem Griff hatte sie ihm die *Bottle* aus der Hand gezogen.

»Es wird jetzt nichts getrunken«, beschwerte sie sich.

»He, ich…« Er wollte nach der Flasche greifen. Susan war schneller und drehte ab. Water faßte ins Leere. Er hatte zuviel Schwung und wäre fast gefallen. Suko hielt ihn fest.

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr er den Leichenwäscher an.

»Verdammt noch mal.«

Betrunkene sind zumeist stur. Darin machte auch der Leichenwäscher keine Ausnahme. »He, du!« beschwerte er sich. »Verdammt, ich glaube, es hackt. Was bildest du Chink dir überhaupt ein? Kommst hierher und hast die große Schnauze…«

Jetzt wurde es Susan zu bunt. Suko wunderte sich, wie energisch sie auf einmal werden konnte. »Dieser Chink, wie du ihn immer titulierst, ist Inspektor bei Scotland Yard. Ein Polizist, also. Ich an deiner Stelle würde mal etwas höflicher sein.«

»Ach, ein Bulle.« Water verzog das Gesicht. Es sah so aus, als wollte er anfangen zu weinen.

»Gehen wir«, sagte Suko und schob den Mann in den Gang hinein.

Water hielt sich nur schlecht auf den Beinen. Er hatte einen rollenden breiten Gang, berührte ein paarmal die Wand, erreichte jedoch gehenden Fußes die Arbeitsstelle, das heißt, den Raum, wo er Leichen wusch, bevor sie in den Sarg kamen.

Ein Toter lag auf dem Tisch.

Es war ein alter Mann. Er sah schrecklich aus, und Susan wandte sich ab.

Suko aber schaute in das wachsbleiche Gesicht, wo die Nase spitz hervorstach und der Mund offenstand. Bekleidet war die Leiche noch nicht. Neben ihr stand ein weißer Emaille-Eimer, über dessen Rand zwei Gummihandschuhe lagen.

»Das ist mein neuer Freund«, sagte der Leichenwäscher und deutete

auf den Toten. »Er heißt…«

»Das wollen wir nicht wissen«, erklärte Suko.

»Schade…« Charly Water ließ sich auf einen Stuhl fallen und grinste dumm aus der Wäsche.

»So, nun zu uns«, sagte Suko. »Sie können sich vorstellen, daß wir einen Grund für unser Erscheinen haben.«

»Nein!«

Suko verdrehte die Augen. Dieser Typ hier brachte ihn noch um seinen letzten Nerv. »Natürlich haben wir einen Grund gehabt. Ihre Tochter ist zu mir gekommen, weil Sie sich in den letzten Tagen so verändert haben.«

»Ich?«

»Wer sonst?«

»Lassen Sie sich von der doch nichts erzählen. Mit mir ist nichts, ehrlich. Und was geht Sie das überhaupt an?«

»Sehr viel, Dad. Denn du hast von Särgen erzählt und einem seltsamen Vampir, der bei dir sein soll.«

Charly Water hob den Kopf und stierte von unten herauf Suko und Susan an. »Ich?«

»Wer sonst.«

»Aber das ist doch Blödsinn. Ich habe nichts erzählt. Überhaupt, Vampire, so etwas gibt es nicht.«

»Manchmal schon«, erwiderte Suko. »Wo steckt also der Vampir?«

»Hier nicht.«

»Das sehe ich. Aber ich hörte, daß dieses Leichenhaus auch einen Keller hat.«

»Stimmt.« Water nickte. »Darf ich mich da mal umsehen?«

Charly stemmte sich hoch und breitete seine Arme aus. »Warum nicht, Polizist?« lallte er. »Im Keller ist es gemütlich. Da stehen Särge, da sind Vampire, da lauern Leichen, so eine richtige Gruselkammer.« Er drehte sich schwankend. »Komm her, Tochter, gib mir noch einen kleinen Schluck aus der Flasche, meine Kehle ist so rauh.«

Susan warf Suko einen fragenden Blick zu. Der Inspektor nickte, und Susan reichte ihrem Vater die Flasche rüber. Sofort ging auf seinem Gesicht die Sonne auf.

Suko drehte ab. »Wo geht es denn nach unten?« fragte er Susan.

»Warten Sie, ich zeige es Ihnen.« Susan setzte sich in Bewegung. Sie ging vor.

Beide wandten Charly Water den Rücken zu, und beide wurden von dem Betrunkenen reingelegt. Er hatte es tatsächlich verstanden, Suko und die junge Frau zu leimen, denn was er erreichen wollte, hatte er geschafft.

Dann schlug er zu.

Trotz des genossenen Alkohols zeigte er sich sehr treffsicher. Die

verschlossene Flasche hämmerte er dort gegen Sukos Schädel, wo Nacken und Hinterkopf zusammenliefen.

Für den Chinesen, der viel einstecken konnte, war es wie eine Explosion. Sie löschte bei ihm sämtliche Lichter aus, und schwer fiel er zu Boden…

***

Aus drei Waffenläufen würde der Tod sprühen und mein Leben vernichten!

Ich stand wie festgeleimt auf der Stelle. Der Schock und die Angst nagelten mich fest. Die gnadenlosen Gesichter der Killer verschwammen in dem Schneevorhang zu undeutlichen Flecken. Und ich erlebte die nächste Sekunde wie in einem Zeitlupenfilm.

Ich hatte mich trotz meiner großen Angst so gewundert, daß sie nicht schossen.

Dies hatte seinen Grund.

Er hieß Myxin!

Woher der kleine Magier gekommen war, wußte ich nicht. Ich sah ihn plötzlich rechts von mir und ziemlich nahe bei den drei Killern, die er durch sein Erscheinen ablenkte.

Zwei von ihnen zuckten herum.

Myxin aber nahm sich zuerst den dritten vor, der weiterhin auf mich zielte.

Die Hände hielt der kleine Magier erhoben, seine Finger gespreizt, und aus ihnen sprühten und jagten zehn blaßgrüne Strahlen, wobei fünf von ihnen den Mann erfaßten, der auf mich zielte.

Die anderen Blitze umhüllten den Myxin am nächsten stehenden Killer und rissen ihn ebenso von den Beinen wie den ersten.

Beide schrien.

Sie mußten Höllenqualen erleiden. Um ihre Körper herum geisterten und zuckten magische Entladungen, die sie fast wahnsinnig werden ließen, so stark waren sie.

Die beiden erlebten die Hölle.

Sie wanden sich im Schnee, schlugen mit Armen und Beinen um sich, hatten ihre Waffen längst verloren, und nur der dritte Mörder hielt noch seinen Colt fest. Die Mündung wies weder auf mich noch auf Myxin, sie zeigte zu Boden und machte die kreisenden Bewegungen mit, die der Waffenträger vollführte.

Es war eine Hölle!

Ich kannte Myxins Kräfte. Wenn er sie einsetzte und es wollte, dann verbrannten die Gegner im magischen Feuer.

So ging er mit Dämonen um, die seine Feinde waren. Und mit den Menschen hier?

Ich wußte es nicht, aber ich nahm mir den dritten Kerl aufs Korn,

denn etwas wollte ich auch dazu beitragen. Meine Starre hatte ich längst überwunden, startete, rutschte dabei und jagte trotzdem auf den Mafioso zu.

Er sah mich zu spät!

Bevor er auf mich anlegen konnte, hieb ich ihm mit einem Karateschlag den Arm lahm. Während ihm die Waffe noch aus der Hand glitt, kam ich mit der Linken voll durch.

Und die erwischte ihn am Kinn.

Der Mann flog in den Schnee, breitete die Arme aus und blieb wie ein großer Vogel liegen.

Jetzt lagen sie in einer Reihe. Der Typ, den ich erwischt hatte, war bewußtlos — und die beiden anderen?

Ich blickte Myxin an. »Sind sie tot?«

Der kleine Magier schüttelte den Kopf. »Sie werden für einige Stunden bewußtlos sein.«

Ich lächelte. »Das war in meinem Sinne.«

»Ich wußte es.«

Danach bedankte ich mich bei dem kleinen Magier, der von alldem nichts wissen wollte. Anschließend untersuchte ich die Kleidung der Bewußtlosen. Papiere fand ich nur bei einem. Es war ein Führerschein, ausgestellt auf den Namen Dario Torri.

»Mafia«, murmelte ich.

»Wie?« fragte Myxin.

Ich erklärte dem Magier den Zusammenhang und was ich mir dabei gedacht hatte.

Selbstverständlich kannte Myxin auch Logan Costello. Die Verbindung zu Lady X lag auf der Hand. »Wahrscheinlich hat sie Costello den Auftrag gegeben, sich um Ambiastro zu kümmern. Einen haben sie aus dem Weg räumen können, die beiden anderen bleiben noch: Und die müssen wir unter allen Umständen finden, John.«

»Lebend.«

»Klar. Wenn sie wirklich ein Mittel gegen den Todesnebel gefunden haben, bleibt uns eine Menge Forschung erspart.« Myxin lächelte.

»Hoffentlich klappt es!«

»Die drei Kerle lasse ich abholen, sie erfrieren sonst. Was ist überhaupt mit den beiden anderen, die dich weggeschafft haben?«

Myxin deutete über seine schmale Schulter. »Die liegen dahinten. Ich nahm sie mir ein wenig vor.«

Ich lachte. »Das kann ich mir denken.«

Die Waffen sammelten wir ein. Dann lief ich zurück zum Bentley und rief das nächste Revier an. Als ich wieder aus dem Wagen stieg, war der Schnee auf meiner Kleidung getaut. Ich war klatschnaß. Bis auf die Kopfhaut war das Wasser gedrungen, und ich hätte jetzt liebend gern einen Hut gehabt.

Abermals mußte ich über den Hügel zurück. Der Schnee fiel nicht mehr so dicht. An einigen Stellen lockerte sich der Himmel auf, die Wolken zogen höher, es wurde heller, so daß nur noch ein gewisser Dunst zu erkennen war.

Myxin war in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben. Er hatte die beiden von ihm ausgeschalteten Männer ebenfalls geholt und sie zusammen mit den drei anderen in den Mercedes verfrachtet.

Als ich kam, rammte er soeben die rechte Hintertür zu.

»Alles erledigt?« fragte ich.

»Sicher. Und bei dir.«

»Man wird die Burschen abholen. Ich habe Bescheid gegeben. Wir warten solange.«

»Was machen wir mit dem Vampir?«

»Den lassen wir liegen«, erklärte ich. »Andere Dinge sind wichtiger. Diese Zigeuner scheinen meiner Ansicht nach doch einiges mehr zu wissen.«

Da gab mir Myxin recht.

Die Wartezeit überbrückte ich, indem ich eine Zigarette rauchte.

Gegen den feinen rieselnden Schnee schützte ich die Glut mit der hohlen Hand. Schneller als erwartet trafen die Polizisten ein. Sie kamen mit zwei Wagen.

Ein Streifenführer hatte das Kommando, und er wandte sich sofort an uns.

Wir erklärten ihm die Sache, ohne allerdings viel zu sagen. Details verschwieg ich lieber.

Wahrscheinlich hätte der Mann gern nachgefragt, er traute sich jedoch nicht.

Ich fragte ihn nach dem Zigeuner-Lager.

»Da wollen Sie hin, Sir? Geben Sie acht, daß man Ihnen kein Messer in den Rücken rammt.«

»Wir wollen die alten Vorurteile doch mal zur Seite lassen«, erwiderte ich. »Beschreiben Sie uns den Weg zum Lager.«

»Wie Sie meinen.«

Myxin und ich bekamen die Beschreibung und stellten fest, daß wir überhaupt nicht weit zu fahren hatten. Noch vor der nächsten Ortschaft lag das Lager rechts von der schmalen Straße.

Als wir abermals den Weg zum Bentley zurückgingen, schneite es nicht mehr. Die Wolkendecke war aufgerissen. Blauer Himmel schimmerte hindurch.

Ich mußte die Scheiben vom Schnee befreien, bevor wir losfuhren.

Auf der Straße lag jetzt eine dicke weiße Schicht. Der einfallende Wind wirbelte den Schnee wie feines weißes Pulver in die Höhe, das unseren Wagen umwehte.

Im Schrittempo kamen wir voran. Ein Schild erschien am Wegrand.

Lesen konnten wir nichts, da es von einer dicken weißen Schicht bedeckt war.

»Da ist das Lager.« Myxin deutete nach rechts, wo sich auf dem freien Feld die Umrisse einiger Wohnwagen abzeichneten. Auch ein offenes Feuer brannte, Qualm stieg in den Himmel, und Rauch drang auch aus den schmalen Schornsteinen der Wagen.

Menschen sahen wir nicht.

Es gab einen Weg zum Lager. Zwei Fahrspuren führten von der Straße aus auf das Feld. Da der Neuschnee sie fast zugedeckt hatte, waren sie gerade noch zu erkennen.

Ich lenkte den Wagen hinein. Auf unebenem Boden näherten wir uns dem Lager.

Jetzt sahen wir die ersten Menschen. Bei einigen Wohnwagen öffneten sich die Türen. Männer erschienen. Sie blieben auf den Trittleitern vor den Türen stehen und nahmen dabei lauernde Haltungen ein.

Ich fuhr so weit, bis ich die ersten Wohnwagen erreicht hatte. Sie hatten einen Halbkreis gebildet. In dessen Mitte loderte das Feuer.

Die Flammen stiegen aus einer großen Tonne, wobei die Hitze den Schnee um die Tonne herum weggetaut hatte.

Der Fuhrpark der Zigeuner stand hinter den Wohnwagen. Wenn ich durch die Lücke zwischen den Wagen schaute, sah ich die langen Schnauzen der Fahrzeuge.

Als wir ausstiegen, empfing uns das Schweigen. Es wirkte wie eine Starre, die über dem Platz lag. Wenn es geschneit hat, ist die Welt sowieso schon ruhiger. Hinzu kam noch, daß niemand ein Wort redete. Fünf Männer schauten uns starr an.

Es waren Zigeuner. Das erkannten wir allein an ihrem Aussehen.

Jeder hatte dunkle Haare, sie sahen wild und irgendwie verwegen aus. Waffen konnten wir nicht entdecken.

Das Zuklappen der Türen war das einzige Geräusch in der herrschenden Stille.

Ich wollte es unterbrechen, als ich eine Frauenstimme vernahm. »Wer ist dort angekommen?«

Ich drehte mich halb nach rechts, denn die Stimme war in dem Wagen aufgeklungen, der dort stand und mir irgendwie größer als die anderen vorkam. Ein breitschultriger Mann machte den Eingang frei, und eine alte Frau erschien.

Vor Jahren habe ich mal die Operette »Der Zigeunerbaron« gesehen.

Wie eine Figur aus diesem Musikstück kam mir diese Frau vor. Sie war steinalt, ging gebückt. Ein dunkelrotes Tuch bedeckte ihren Kopf.

Darunter sah das Gesicht aus wie eine lederne aus zahlreichen Falten bestehende Maske. Die Alte trug einen dunklen Umhang, der bis über die Hüfte reichte. Das lange schwarze Kleid fiel bis auf die Füße.

Scharfe Augen musterten uns, und schmale Lippen öffneten sich zu einer Frage: »Was wollt ihr hier?«

»Sind Sie die Führerin der Gruppe?« erkundigte ich mich.

»Ja, ich bin Azucena.« Sie sprach zwar Englisch, doch mit einer starken Färbung unterlegt. Ich tippte bei dieser Aussprache auf ein südeuropäisches Land.

»Kann ich Sie sprechen?«

Azucena bewegte ihren Arm und stützte sich am Türrahmen ab.

»Worum geht es? Wir haben uns nichts zu Schulden kommen lassen. Außerdem besitzen wir eine Genehmigung, hier überwintern zu dürfen.«

»Darum geht es auch nicht.«

»Wer sind Sie überhaupt?«

»Ich werde es Ihnen sagen«, erwiderte ich freundlich, griff in die Tasche und holte meinen Ausweis hervor.

Die alte Zigeunerin zuckte zusammen, dann gab sie dem jungen Mann, der in ihrer Nähe stand, einen Wink. »Schau nach, Tassilo!«

Der Zigeuner bewegte sich. Seine Schritte waren geschmeidig. Er hatte breite Schultern und trug trotz der Kälte nur ein ledernes Hemd.

Seine Beine steckten in Jeans. Die Augen erinnerten an dunkle Kohlestücke, die Nase stach aus dem Gesicht hervor wie der Schnabel eines Adlers. Als er seine Hand ausstreckte, um nach dem Ausweis zu greifen, sah ich die Tätowierung auf dem Rücken.

Sie zeigte drei Köpfe, die aus einem Hals stachen.

Ich hielt die Hand fest. »Ist das Ambiastro?« fragte ich so leise, daß nur er und Myxin mich verstehen konnte.

Er zuckte zusammen, öffnete ein wenig den Mund und saugte scharf die Luft ein.

Diese Geste war mir Antwort genug. Ich ließ sein Gelenk los und gab ihm meinen Ausweis.

Er schaute ihn sich an. Auf seinem Gesicht malte sich Staunen ab. Es war auch noch nicht verschwunden, als er sich umdrehte und die alte Azucena anschaute.

»Er ist von der Polizei. Scotland Yard.«

Die Alte nickte, bevor sie antwortete. »So etwas Ähnliches dachte ich mir bereits, aber ich kann nur wiederholen, daß wir uns nichts haben zu Schulden kommen lassen.«

»Ich möchte trotzdem mit Ihnen sprechen«, sagte ich.

»Reden Sie!«

»Nicht hier. Gehen wir in Ihren Wagen.«

Die alte Zigeunerin überlegte. Sie schaute mich an, dann Myxin, und ich bekam mit, daß sich ihre Augen für einen Moment weiteten.

Danach hatte sie sich wieder in der Gewalt. »Sie sind also nicht als Hüter der Ordnung gekommen?«

»Wenn Sie den Begriff so eng fassen, sicherlich nicht«, erwiderte ich. »Es geht um andere Probleme.«

Sie nickte, und danach überraschte sie uns. »Du kannst Myxin mit in den Wagen nehmen.«

»Woher kennst du mich?« Zum erstenmal mischte sich auch Myxin in die Unterhaltung ein.

Azucena drehte schon ab. Sie gab dabei eine orakelhafte Antwort.

»Ich kenne viele, ich kenne vieles. Ich schweige lieber und sage es nur dann, wenn es auch Wert hat. Versteht ihr mich?«

»Fast«, erwiderte ich und gab dem kleinen Magier einen Wink mit dem Kopf.

Der Schnee knirschte unter unseren Sohlen, als wir auf den Wagen zuschritten. Die Holzstufen der Treppe waren nur naß. Man hatte sie vom Schnee gereinigt.

Schon auf der Schwelle empfing uns die bullige Hitze. Ein alter Ofen gab sie ab.

Er stand weit hinten im Wagen, ich sah ihn nur schattenhaft. Am besten war seine Platte zu erkennen, die rötlich glühte. Rechts stand ein altes Sofa, davor ein kleiner Tisch, ihm gegenüber eine Kommode, ansonsten sahen wir Stühle, allerlei Krimskrams und vor allen Dingen zahlreiche Bilder an den Wänden.

Sie zeigten Dämonen und Heilige, Landschaften und Gesichter. Ein bunter Wirrwarr, der irgendwie zu den Zigeunern paßte und deren Vielfalt ausdrückte, die ihr Leben ausmachte.

Als ich weiter in den Wagen hineinschaute, da glaubte ich nahe dem Ofen noch drei schwere Gegenstände zu sehen. Erkennen konnte ich sie nicht genau, es brannte nur eine Lampe, die Fenster waren zudem verhängt, und das Licht der Lampe fiel von der Decke her direkt auf den Tisch, über dessen Platte eine Häkeldecke lag.

»Du schließt die Tür, Tassilo«, ordnete Azucena an, als sie auf dem Sofa Platz genommen hatte.

Ich hätte liebend gern mit der alten Zigeunerin allein gesprochen, war mir jedoch darüber im klaren, daß ich Tassilo nicht einfach entfernen lassen konnte. Schließlich besaß die Alte das Hausrecht, und wir hatten es zu respektieren.

Tassilo blieb an der Tür stehen. Die Arme hielt er vor der Brust verschränkt. Unter dem dünnen Hemd zeichneten sich deutlich die Muskeln ab. Dieser Mann war nicht leicht zu besiegen.

Auch wir wurden aufgefordert, uns hinzusetzen. Myxin und ich zogen uns Stühle heran.

Jetzt saßen wir der Alten gegenüber, die nur Augen für den kleinen Magier besaß.

»Myxin«, sagte sie mit leiser Stimme »Ich grüße und ich achte dich, denn als es soweit war, da wußte ich, daß auch wir einmal

zusammentreffen würden.«
»Wieso? Was hat dich so sicher gemacht?«
Azucena beugte ihren Kopf ein wenig vor. Der Lampenschein fiel jetzt auf ihr Gesicht und veränderte es. Er machte ihre Züge weicher, die Falten flossen mehr ineinander, und sie wirkte auf einmal nicht mehr so alt.
»Ich habe Ambiastro entdeckt und mitgebracht«, fuhr sie mit leiser Stimme fort, »und sie zum Leben erweckt, versteht Ihr? Sie leben! Atlantis kommt wieder…«

***

Susan Water sah den Inspektor fallen und stand da, wie vom Donner gerührt. Das konnte doch nicht wahr sein. War der Chinese vor Schwäche umgekippt?
Sie dachte überhaupt nicht an ihren Vater, erst als sie das hämische Kichern vernahm, drehte sie sich um.
Charly Water stand da und hielt die Flasche noch in der Hand. Fünf Finger umklammerten den Griff, er schlenkerte seinen Arm und bewegte die Flasche wie eine Keule.
»Du?« fragte Susan.
»Wer sonst?«
»Verdammt, bist du denn verrückt geworden? Du kannst doch keinen Polizisten niederschlagen!«
»Wieso nicht? Ich kann noch mehr. Verlaß dich darauf. Ich hasse Polizisten, Schnüffler wie diesen da ganz besonders. Er wollte doch den Keller sehen, da schaffe ich ihn hinein.«
»Das tust du nicht.«
»Wer will mich denn daran hindern!«
»Ich«, erwiderte Susan entschlossen.
Charly Water schaute seine Tochter an. »Wenn ich auch angetörnt bin, Kleine, aber mit dir werde ich allemal fertig, das schreib dir mal hinter die Ohren.«
»Dann würdest du auch mich schlagen?«
»Klar, wenn du mir keine andere Wahl läßt.«
Susan atmete tief durch. Sie wollte den Kopf schütteln, weil sie die Antwort ihres Vaters nicht begriffen hatte, aber nur ein Stöhnen drang über ihre Lippen.
»Willst du es ausprobieren?« höhnte Charly.
»Nein, nicht. Aber ich gehe jetzt, und du kannst mich nicht daran hindern.«
»Wo willst du denn hin?«
»Ich hole die Polizei, die kann dich festnehmen, denn du stellst eine Gefahr für die Allgemeinheit da. Tut mir leid, daß ich so etwas sagen muß. Aber wie tief bist du gesunken? Wie tief, Vater!«

»Ich lasse dich nicht gehen!« Der Mann kam einen Schritt vor. Die freie Hand streckte er aus, doch Susan war schneller. Mit einer Drehung entging sie dem Griff.

»He, du…«

»Nein, ich gehe!« schrie sie und eilte auf die Tür zu.

Da warf der Mann die Flasche. Er hatte zuvor ein Auge zugekniffen.

Was wie ein grotesker Bühnenschwank wirkte, war in Wirklichkeit blutiger Ernst, und die auf die Reise geschickte Flasche überschlug sich einige Male in der Luft, bevor sie in das Kreuz des fliehenden Mädchens prallte.

Susan schrie auf. Sie hatte den Raum noch nicht völlig durchquert.

Der Schlag in den Rücken trieb sie weiter nach vorn, durch die offenstehende Tür stolperte sie und brach dicht hinter der Schwelle weinend zusammen, wobei sie die Splitter der Flasche unter sich begrub.

Ihr Vater kam schwankend näher. »Schade um die schöne Flasche und deren Inhalt«, murmelte er und schüttelte den Kopf, als könnte er das alles nicht begreifen. Dann bückte er sich und schleifte seine Tochter wieder zurück.

Er hatte Susan unter die Schultern gefaßt. Ihre Absätze zogen Streifen über den Boden. Im Rücken spürte sie so starke Schmerzen, daß sogar ihr Kopf davon erfaßt wurde.

Viel schlimmer als die körperlichen Schmerzen war das Wissen darüber, daß ihr Vater nicht mehr auf ihrer Seite stand, sondern auf der der Feinde. Wer das war, wußte sie nicht, doch sie war sicher, daß ihr Vater einiges zu verbergen hatte.

Er lehnte sich an die Wand und schaute auf sie hinab. »Du kannst wählen«, sagte er, »entweder spielst du mit, oder du stellst dich gegen mich. Was willst du?«

»Wo soll ich mitspielen?«

»Frag nicht so dumm, das verstehst du nicht.«

»Ich will es wissen.«

»Es geht hier um Dinge, die nur Erwachsene wissen dürfen«, erklärte er.

»Daddy!« Susan schaute flehend zu ihrem alten Herrn hoch. »Daddy, ich bitte dich. Mach keinen Unsinn! Du gerätst da in Dinge hinein, die du vielleicht nicht mehr überschauen kannst. Deshalb höre auf mich. Steige aus, um meinet- und um deinetwillen. Ich flehe dich an.«

»Hör auf!« Er schüttelte starr den Kopf, ging, stieg über den bewußtlosen Suko hinweg und verschwand aus dem Raum. Susan hörte, wie er einen Schlüssel zweimal umdrehte. »So«, sagte er triumphierend, als er zurückkehrte und den Schlüssel verschwinden ließ. »Das hätten wir geschafft, meine Liebe.«

»Was denn?«

»Du kannst nicht mehr weg. Ich habe abgeschlossen, und durch die Fenster kommst du nicht. Die Luken sind viel zu klein für einen Menschen. Klar?«
»Aber…was soll ich hier?«
»Auf die Leiche achtgeben«, erklärte Charly Water grinsend. »Nur ein bißchen aufpassen.«
»Und du?«
»Ich bringe ihn jetzt runter.«
Susan erschrak, obwohl sie selbst Schmerzen genug hatte. »In den Keller?«
»Ja. Wohin sonst?«
»Aber was…«
»Halt jetzt deinen Mund, Kleine, sonst muß ich ihn dir stopfen.«
Charly Water lachte dumpf und rülpste zweimal tief. Dann drehte er ihr den Rücken zu und bückte sich, um den bewußtlosen Suko anzuheben.
Der Inspektor war schwer. Charly Water zudem betrunken, so daß er seine Mühe hatte, den Chinesen fortzubewegen und er seine Tochter wütend aufforderte, ihm zu helfen.
»Ich kann es nicht..«
»Weshalb nicht?«
»Du hast mich mit der Flasche getroffen. Mir schmerzt der Rücken so stark, daß ich mich kaum bewegen kann.«
»Shit!« Charly schüttelte den Kopf. »Dann mache ich es eben allein«, erklärte er mit schwerer Zunge.
Susan schaute zu, wie sich ihr Vater abmühte. Er hatte Mühe, den Körper des Chinesen in Richtung Treppe zu ziehen. Des öfteren legte er eine Pause ein, schaute seine Tochter immer an und verzog das Gesicht, als würde Essigwasser durch seinen Mund rinnen.
Susan rührte keinen Handschlag. Sie hatte sich gegen ihren Vater gestellt, sein Tun und Handeln war ihr zuwider. Sollte er zusehen, daß er den Polizisten auch die Treppe hinunterbekam.
Bald entschwand er aus dem Blickfeld des Mädchens. Susan hörte ihn noch schimpfen und ächzen. Da mußte er bereits die Treppe erreicht haben, über die er den bewußtlosen Polizisten in den Keller schleifte.
Susan Water blieb nicht liegen. Ihr Vater hatte zwar abgeschlossen, sie würde diesem Gefängnis nicht entfliehen können, aber sie wollte auch nicht untätig auf dem Boden liegenbleiben, sondern etwas unternehmen. Das Haus mußte ein Geheimnis bergen. Da war die Rede von drei Särgen gewesen, und was daran stimmte, wollte Susan unter allen Umständen herausfinden.
Bisher hatte sie auf dem Rücken gelegen. Jetzt rollte sie sich auf die Seite, spürte die Schmerzen und sah auch die Splitter der Flasche, die sich in ihr Handgelenk gegraben und leicht blutende Wunden

hinterlassen hatten.

An ihrem Kleid wischte sie das Blut ab, blieb erst einmal in der knienden Haltung und rutschte dann langsam weiter. Jeder Atemzug brachte ein Stechen mit sich, das durch ihren Körper zog, und sie bewegte sich auf den Tisch zu, wo auch die Leiche lag.

Susan streckte ihren Arm aus, umklammerte die Kante und zog sich in die Höhe.

Ein wenig schwankend blieb sie stehen. Der Tote, auf den sie starrte, drehte sich vor ihren Augen, er wurde zu einem makabren Kreisel, und das Gesicht schien in einem widerlichen Grinsen erstarrt zu sein.

Susan biß die Zähne zusammen. Ruhig holte sie Atem, das Schwindelgefühl ließ nach, und ihr gelang es, sich wieder auf die Umgebung zu konzentrieren.

Aus dem Keller hörte sie Geräusche. Das Schimpfen und Fluchen ihres Vaters war deutlich zu vernehmen. Er regte sich darüber auf, daß er mit dem Bewußtlosen so eine große Mühe hatte.

Susan Water setzte sich in Bewegung.

Unsicheren Schrittes ging sie auf die Tür zu. Sie hielt sich dabei dicht an der Wand, um sich abstützen zu können, duckte sich und trat über die Schwelle.

Sie schaute in den Gang.

Linkerhand lag der Beginn der geschwungenen Treppe, die ihr Ende im Keller fand.

Susan war ehrlich genug, um sich einzugestehen, daß sie Angst vor diesem Raum hatte. Ihr Vater hatte immer dafür gesorgt, daß ihn niemand betrat. Nur einmal war sie unten gewesen, und sie erinnerte sich undeutlich an das düstere Totenlicht, das dort immer herrschte.

Es machte die Särge mit ihren Schatten zu gespenstischen Gegenständen.

Dann hörte sie das Lachen. Ihr Vater hatte es ausgestoßen, und dem Klang nach schien er froh zu sein, alles hinter sich zu haben. Susan war bereits drei Stufen gegangen, war dann stehengeblieben und lauschte in die Tiefe.

Schritte!

Dann Stimmen.. Ihren Vater kannte sie, eine andere Stimme antwortete ihm. Was gesprochen wurde, konnte sie nicht verstehen, bestimmt hing es mit dem Fall zusammen, in dessen Mittelpunkt sich Susan auf einmal sah.

Sie bekam Herzklopfen. Ein rhythmisches Hämmern war in ihrem Kopf zu hören, größer jedoch als die Angst war bei ihr die Neugierde.

Susan mußte wissen, was sich dort unten abspielte. Nicht zuletzt deswegen, weil sie ihren Vater vor irgendwelchen Dummheiten bewahren wollte, die ihn unter Umständen ins Verderben bringen konnten.

Zuerst hatte sie rufen wollen. Nach kurzer Überlegung ließ sie es bleiben, sie wollte ihren Vater überraschen und achtete nur darauf, daß sie möglichst lautlos die breiten Stufen nach unten schritt. Auf Zehenspitzen ging sie, hielt sich eng an der Wand und stützte sich mit einer Hand ab.

Die Atmosphäre veränderte sich. Nicht allein, daß es düsterer wurde und somit eine gewisse Unheimlichkeit zwischen den Mauern wohnte, auch schien sich die Luft verändert zu haben. Dem Mädchen kam sie anders vor, irgendwie aufgeladen, und Susan schüttelte sich, als sie daran dachte.

Was hauste dort unten? Und auf was hatte sich ihr Vater dort eingelassen?

Der Gedanke an etwas Schlimmes, Unbegreifliches machte ihr Angst, trieb sie gleichzeitig an und peitschte die Neugierde in ihr hoch.

Zudem wollte sie nicht, daß etwas mit ihrem Vater geschah, daß er da in Dinge geriet, die er nicht mehr überblicken konnte. Aus diesem alleinigen Grunde beschleunigte sie ihre Schritte und achtete auch nicht auf die Geräusche und auf die Schmerzen in ihrem Rücken.

Sie ließ sechs Stufen hinter sich und stand so weit unten, daß sie in den Keller hineinschauen konnte. Der Blick öffnete sich. In einer Ecke brannte eine alte Lampe, ihr gelblichroter Schein drang wie eine Wolke in das Kellerverlies, ohne es jedoch völlig zu erhellen. Die letzten Winkel leuchtete er nicht aus, allerdings reichte er so weit, daß er drei Gegenstände aus der Finsternis herausriß, deren Anblick Susan Water einen heftigen Schreck versetzten.

Es waren drei Särge!

Pechschwarz und mit golden schimmernden Griffen. Zwei Särge waren geöffnet, einer geschlossen, genau der in der Mitte.

Vor den geöffneten Särgen lag der Inspektor. Noch immer war er bewußtlos, und Charly Water umtanzte den Inspektor, rieb sich dabei die Hände, murmelte heisere Worte und hatte keinen Blick für die nach oben führende Treppe, wo seine Tochter stand und ihn beobachtete.

Noch lag der Inspektor nicht so günstig, daß Water ihn ohne weiteres in den Sarg schaffen konnte. Er mußte ihn etwas näher heranziehen.

Das tat er auch, bückte sich anschließend noch tiefer, schob seine Hände unter die Achseln des Mannes und hievte ihn in die Höhe.

Nur mit dem Oberkörper kam er hoch, die Beine blieben vorerst am Boden. Er konzentrierte sich noch einen Moment, holte tief Luft und wuchtete den Chinesen über die Sargkante. Die Beine schauten hervor, wobei Suko mit seinen Kniekehlen auf dem Sargrand lag.

Das Problem hatte der Mann bald auch aus der Welt geschafft. Er packte die Füße und drehte den Körper so, daß er in den Sarg fallen konnte.

Bisher hatte Susan starr auf der Treppe gestanden und zugeschaut.
Sie konnte ihren Vater nicht mehr begreifen, ihr war unerklärlich, daß man so etwas tun konnte, und der Schreck hatte ihre Kehle praktisch zugeschnürt.
Nun aber, als Charly Water nach dem Sargdeckel griff und ihn auf das Unterteil legte, hielt Susan es nicht mehr länger aus. Sie schüttelte den Kopf und schrie: »Nein, nicht…!«
Water zuckte herum.
Er sah seine Tochter, sein Gesicht verzerrte sich, und er stieß nur ein hartes »Du!« hervor.
In diesem Augenblick geschah etwas, womit keiner der beiden gerechnet hatte.
Susan, die besser plaziert stand, sah es zuerst.
Der Deckel des mittleren Sargs bewegte sich, wurde von unten her in die Höhe, gedrückt, ein Spalt entstand, und durch diesen Zwischenraum schob sich eine bleiche, leicht grünlich schimmernde Hand.
Der Vampir kam…

***

Der große Logan Costello schwitzte. Es war nicht die Wärme im Raum, die ihm zu schaffen machte, sondern die Person, die ihm gegenüber saß.
Eine Frau.
Lady X!
Wie immer ganz in Leder gekleidet, und wie immer war sie mit ihrer Maschinenpistole ausgerüstet, aber auch mit dem Würfel, den sie zu ihrem Glück zurückbekommen hatte, nachdem er sich in den Händen der Unheilbringerin Pandora befunden hatte. [3]
Aus gnadenlosen, kalten Augen starrte die Untote Costello an. Ihre Oberlippe hatte sie ein wenig zurückgeschoben, so daß der Mafiacapo sehr deutlich die beiden Vampirzähne erkennen konnte. Davor hatte er Angst. Er wußte, daß sich auch eine Frau wie Lady X vom Blut der Menschen ernährte, und so etwas machte ihn nervös. Seit Solo Morasso nicht mehr war, wurde er immer direkter mit den finsteren Mächten konfrontiert, denn Lady X ließ sich oft bei ihm blicken, da Costello einige Aufträge für sie ausführen mußte.
So auch jetzt.
Doch Costello hatte versagt. Das wußte er, das wußte auch die Scott, und die kam, um ihn zur Rede zu stellen.
»Sie haben es nicht geschafft«, sagte sie. »Und dabei hast du fünf deiner Männer losgeschickt.«
»Einer ist vernichtet!« Costello mußte etwas sagen, obwohl er wußte, daß die Ausrede mehr als lahm klang und von seinem Gegenüber auch

nicht akzeptiert wurde.
»Na und?« höhnte sie. »Was ist schon mit dem einen? Zwei existieren noch. Und sie sind eine Gefahr für uns. Sie kennen das Geheimnis des Todesnebels. Wenn sie es weitergeben, dann ist mein Würfel zwar nicht wertlos, doch ich bin einer großen Macht beraubt, und das, Logan Costello, wird auch auf dich zurückfallen, darauf kannst du Gift nehmen. Der Todesnebel muß meine starke Waffe bleiben, und es darf niemandem gelingen, ein Gegenmittel zu finden.«
»Wir bekommen die zwei anderen noch.«
Lady X beugte sich vor. Ihre Gelenke winkelte sie an und stützte die ausgebreiteten Hände auf den Tisch. »Wann denn, zum Henker? Wann bekommst du sie?«
»Vielleicht in der nächsten…«
Da sprang die Scott auf. »Hältst du mich eigentlich für irre? Deine fünf Leute haben die Bullen, und Sinclair hat dies zu verantworten. Er mischt mit. Er hat sie erledigt, und er wird eins und eins zusammenzählen können, das kannst du mir glauben. Wahrscheinlich macht er in diesem Augenblick Jagd auf die beiden anderen. Die Zigeuner haben sie mitgebracht, und wir müssen sie vernichten.«
»Ich kann meine Leute nicht offen in das Zigeunerlager schicken!« beschwerte sich Costello. »Tut mir leid…«
Lady X nickte. »Ja, das verstehe ich sogar. Nachdem die anderen fünf sich so idiotisch benommen haben, geht das einfach nicht. Ich begreife dich nur zu gut, aber wir müssen etwas tun.«
»Ich habe meine Verbindungen spielen lassen«, erwiderte der Mafiachef und wischte mit einem Taschentuch über sein Gesicht. »Ich habe alles versucht, wirklich.«
»Ist etwas dabei herausgekommen?«
»Ja.« Sehr lässig spielte Costello diese Trumpfkarte aus und überraschte selbst Lady X.
»Das kann ich kaum glauben.«
»Doch, ich habe etwas erfahren. Dein Würfel reagiert ja nicht bei diesen Wesen, aber mein Netz spannt sich unsichtbar über London. Es gibt Hunderte, die für mich die Augen offenhalten…«
»Komm zur Sache!«
»Einer hat Erfolg gehabt. Er fand heraus, daß sich Ambiastro einmal im Zigeunerlager und sein noch lebender Zwilling in einem alten Leichenhaus versteckt hält.«
»Wo finde ich das?«
Costello nannte die Adresse.
»Delaware Street?« Lady X runzelte die Stirn.
»Das liegt in Paddington.«
Sie Vampirin nickte. »Gut, daß du es gesagt hast. Dann werde ich mich zuerst um das Zigeunerlager kümmern und anschließend um das

Leichenhaus. Es wird ein toller Treffpunkt werden!« Sie schob ihren Stuhl zurück, lachte und ging langsam nach hinten.

Den Würfel hielt sie dabei fest. Costello beobachtete sie und sah mit an, wie aus dem Würfel Rauch quoll.

Er wurde sehr dicht, quoll auf Lady X zu und hüllte ihren Körper ein.

In den nächsten Sekunden war sie verschwunden, sie hatte sich mit Hilfe ihres Würfels auf eine transzendentale Reise begeben.

Costello atmete auf. Ein Druck wich von seiner Seele. Obwohl er mit Lady X zusammenarbeitete, wünschte er sie in die tiefste Hölle. Er sprach den Fluch laut und deutlich aus. Danach griff er zur Rotweinflasche und setzte sie an die fleischigen Lippen.

***

Atlantis kommt wieder!

Welch große Worte aus dem Mund dieser Frau. Mir rann ein Schauer über den Rücken, denn gerade mit dem vor 10.000 Jahren versunkenen Kontinent hatte ich meine Erfahrungen gesammelt.

Ich war dabeigewesen, als dieser Kontinent sank, hatte diesen grauenhaften Alptraum in Atlantis erlebt und fand immer wieder Spuren, die auf diesen Kontinent und dessen Vergangenheit hindeuteten.

Ob es Menschen waren, in deren Adern das Blut der alten Atlanter floß oder irgendwelche Reste des längst versunkenen Kontinents.

Reste, die auch magischer Art sein konnten, denn das alte Atlantis war zu einem Tummelplatz der Schwarzen und der Weißen Magie geworden. Dort hatte man die dämonischen und magischen Kräfte nicht ignoriert wie in heutiger Zeit. Man wußte mit ihnen umzugehen, und man hatte sie genutzt.

Auch Myxin kannte Atlantis.

Kurz bevor der Kontinent unterging, versank er in den langen Schlaf, der 10 000 Jahre dauern sollte und aus dem Suko und ich ihn erweckt hatten.

Schon damals mußte es den Würfel des Unheils gegeben haben, und Ambiastro, der Drilling-Dämon oder Vampir-Drilling, hatte versucht, ein Gegenmittel zu dem geheimnisvollen Todesnebel zu schaffen.

Myxin übernahm die Gesprächsführung, und ich überließ sie ihm gern, denn er wußte mehr von diesem Kontinent. »Du hast von Atlantis gesprochen, als würdest du es kennen«, sagte er zu der alten Zigeunerin. »Du kennst auch meinen Namen. Ist es dir gelungen, eine magische Reise in diesen Kontinent zu unternehmen?«

»Nein, das habe ich nicht geschafft, obwohl es mein größter Wunsch gewesen ist.«

»Wie kennst du dich dann so gut aus?«

Da lächelte die Alte und meinte: »Wir Zigeuner sind ein Volk, das

eine uralte Tradition besitzt. Wir ziehen mit offenen Augen durch die Welt, lassen uns Zeit für verschiedene Dinge, sehen das, was die meisten Menschen nicht sehen wollen, denn wir wissen die Dinge zu schätzen. Das alte Erbe einer längst vergessenen Kultur existiert. Es ist nicht vernichtet worden, man muß nur die Augen offenhalten, dann wird man es finden.«

»Und du hast es gefunden?«

»Ich nicht, meine Mutter. Auf einer Insel im Meer war es. Dort entdeckte sie die Steintafeln, die von Atlantis und dem Würfel erzählten. Sie berichteten von einem geheimnisvollen Orakel, das die Geheimnisse des Würfels kennt…«

»Und? Habt ihr das Orakel gefunden?« Diesmal stellte ich die Frage, denn eine selten erlebte Spannung hielt mich plötzlich umklammert.

»Nein, das habe ich nicht finden können, weil es verschollen ist. Aber man hat darüber geschrieben. Auf den Steintafeln steht etwas davon. Wir haben uns danach gerichtet und geforscht. Zwar fanden wir nicht das Orakel, aber wir entdeckten Ambiastro, den Vampir-Drilling, wie man heute sagen würde. Im alten Atlantis ernährten sie sich ebenfalls vom Blut anderer. Sie brauchten es ja, um zu überleben, denn sie forschten nach einer Waffe, die den geheimnisvollen Todesnebel stoppte.«

»Die Waffe ist nicht gefunden worden?« hakte ich nach.

»Ich weiß es nicht. Sie haben nie darüber gesprochen, denn wir fanden sie in steinernen Särgen auf dieser Insel. Wir öffneten die Särge, fanden die Vampire schlafend, kannten die alten Texte und wußten, daß wir vor einer großen Entdeckung standen, die in den Kreislauf von Magie und Nichtmagie eingreifen konnte. Wir haben sie mitgenommen, denn wir wollten ihr Wissen übermittelt bekommen, daß sie schon in Atlantis weitergegeben hatten.«

»Haben Sie es geschafft?«

Die alte Azucena schaute erst Myxin, dann mich an und schüttelte den Kopf. »Noch nicht, denn sie sind zu schwach. Ihr wißt vielleicht, nein, ihr wißt es bestimmt, was es bedeutet, ein Vampir zu sein. Er benötigt Blut, um überleben zu können, und dieses Blut müssen wir ihm geben, auch wenn es das von Menschen ist.«

Es waren Worte, die ich zwar verstanden hatte, jedoch nicht unterstreichen konnte. »Nein«, sagte ich entschieden.

»Die Entmystifizierung des Würfels liegt mir zwar sehr am Herzen, aber nicht für diesen Preis. Es dürfen keine Menschen zu Vampiren gemacht werden, nur um an das Geheimnis des Todesnebels zu gelangen.«

»Eine andere Chance gibt es nicht!« hielt mir Azucena entgegen.

»Dann müssen wir eben darauf verzichten. Man kann den Teufel nicht mit dem Beelzebub austreiben.«

»Der Todesnebel kostet mehr Opfer als Ambiastro.« Die Alte ließ sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen. »Wir haben sie erweckt, wir wollen auch die Früchte ernten.«

»Wobei einer schon nicht mehr existiert«, erklärte Myxin.

Bisher hatte die Alte still dagesessen. Sie sprang zwar nicht auf, aber sie hob ihren Oberkörper an, die Augen begannen zu blitzen, der Mund öffnete sich, und ein Wort nur drang über ihre Lippen: »Ihr?«

Myxin schüttelte den Kopf. »Nicht wir, Azucena. Andere haben sich darum gekümmert, das mußt du dir merken. Wir sind nicht eure eigentlichen Feinde. Es gibt jemand, der weiß Bescheid, daß Ambiastro existiert, und durch sein Wissen auch das Geheimnis des Würfels gelöst werden kann. Und dieser andere, der sich im Besitz des Würfels befindet, wird alles daransetzen, um Ambiastro zu vernichten. Das ist ihm bei einem der Vampir-Drillinge bereits gelungen. Zwei andere leben noch, aber man wird Jagd auf sie machen, und ich weiß nicht, ob ihr in der Lage seid, das Erbe zu schützen.«

Azucena drehte den Kopf. Sie schaute Tassilo an, der an der Tür stehengeblieben war. »Sind die beiden noch da?«

»Ja.«

»Wo habt ihr sie versteckt?« fragte Myxin.

Azucena lächelte. »Einer befindet sich ganz in der Nähe. Ein anderer an einem sicheren Platz.«

»Kann ich den wissen?«

Die alte Azucena schaute nicht mich an, sondern blickte auf die Tischplatte. »Ich weiß nicht, ob ich euch so weit vertrauen kann, daß ich…«

»Es ist besser, wenn du redest!« drängte auch Myxin.

»Nun ja, ich kenne unsere Feinde. Ich weiß auch, wer den Würfel besitzt, und ich will euch sagen, wo sich Ambiastro befindet. Einer ist hier im Wagen.« Sie deutete in den Hintergrund, wo wir bereits bei unserem Eintritt den kastenartigen Gegenstand neben dem Ofen mit der glühenden Platte erkannt hatten. »Der andere noch lebende Ambiastro befindet sich in einem Leichenhaus.«

»Was?«

»Ja. Es ist ein guter Ort. Dort arbeitet ein gewisser Charly Water, ein Trunkenbold, dessen erste Frau mit einem aus unserer Sippe durchgebrannt ist. Die Frau hat sich an ihn und seine Arbeit erinnert. Und sie schlug vor, Ambiastro dort zu verstecken. Das haben wir getan. Bis jetzt lief alles gut. Daß der dritte gefunden und getötet worden ist, wußte ich nicht. Aber er wollte allein weiter und ließ sich nicht davon abbringen. Wir konnten ihn nicht halten, denn gerade wir wissen, wie es ist, wenn das Blut nach Freiheit schreit.«

»Kann ich den letzten sehen?« fragte Myxin.

»Ja, Magier, du kannst es. Und du wirst mir bestätigen, daß auch er

die langen Jahre überdauert hat. Bestimmt kannst du dich noch an ihn erinnern.«

»In der Tat.«

»Es muß diese Insel im Meer neu entstanden sein. Wahrscheinlich durch ein unterseeisches Beben«, sagte ich. »Eine andere Möglichkeit kommt für mich nicht in Frage. Die gewaltigen Kräfte haben die großen Gebirge auf dem Meeresgrund verschoben, so daß sich neue Inseln bilden konnten, die dann auch blieben.«

»Ja, wir haben auf einer Insel, die niemand kennt, die auch sehr klein ist, die Steinsärge gefunden. Die Schrifttafeln wiesen uns den Weg, und wir hoffen, die Magie des alten Atlantis wieder beleben zu können.«

Das hofften wir eigentlich auch. Doch zuvor mußten wir noch einiges in die Wege leiten.

Ich dachte auch an das Orakel, von dem die Frau gesprochen hatte.

Das Orakel von Atlantis. Bisher hatte mir noch nie jemand etwas darüber gesagt, auch Myxin nicht, und doch mußte es sehr wichtig sein, wenn ich den Worten der Azucena Glauben schenken wollte.

Die Alte hatte sich erhoben. Dabei schob sie ihren Körper zwischen Sofa und Tisch weiter. Wir ließen sie, denn sie hatte hier das Hausrecht.

Niemand sprach mehr. Es war eine seltsame spannungsgeladene Atmosphäre, die im Raum lag. Azucena blieb stehen und streckte ihren mageren Arm aus, der auf Tassilo zeigte.

»Komm her!«

Der Zigeuner gehorchte. Er schritt an uns vorbei, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

»Öffne du den Sarg, Tassilo!«

Der junge Mann verneigte sich vor der Alten, als sie ihm diesen Befehl gegeben hatte, ging vor bis zu dem Steinsarg, nickte, bückte sieh und umfaßte den Deckel mit beiden Händen.

Ich wollte helfen, doch Azucena hielt mich zurück. »Er wird es selbst schaffen«, flüsterte sie.

Tassilo schaffte es auch. Seine Muskeln drohten das Hemd fast zu sprengen. Wir hörten das Schaben des Sargdeckels, als er über das Unterteil glitt, konnten allerdings nichts sehen, da Tassilos breiter Rücken unser Sichtfeld verdeckte.

Nun hörten wir seinen Schrei.

»Aaahhh…« Es war ein schauriges Geräusch, das in einem Gurgeln endete.

Die Alte schrie den Namen des Zigeuners.

Ich sprang vor, schob sie zur Seite und konnte endlich sehen, was geschehen war.

Mir stockte der Atem.

Aus dem steinernen Sarg war eine unheimliche Gestalt hochgeschnellt, hatte ihre Krallenhände um den Kopf des jungen Mannes geschlungen und sich gleichzeitig an seinem Hals festgebissen, um ihm das Blut aus den Adern zu saugen…

***

Obwohl Lady X ein Vampir war, dachte sie manchmal sehr menschlich. Vielleicht lag dies in ihrer Vergangenheit begründet. Sie hatte die Schwächen und Stärken der Menschen erkannt und gekannt, sie selbst war ja ein Mensch gewesen, der auf der falschen Seite des Gesetzes gestanden hatte, denn Lady X war als Terroristin eine traurig berühmte Größe gewesen.

Sie hieß eigentlich Pamela Barbara Scott, den Namen Lady X hatten ihr die Zeitungsschreiber gegeben, er war presse- und publikumswirksam, und so war damals auch Dr. Tod aufmerksam geworden und hatte sie in die Mordliga aufgenommen.

Zu einem Vampir war die Scott praktisch aus Versehen geworden, sie versuchte jedoch, das Beste aus ihrer Lage zu machen und hatte sich nach Morassos Vernichtung zur Führerin der Mordliga hochgeschossen.

Sie besaß den Würfel des Unheils, eine ungemein starke Waffe, und sie wußte ferner, daß sie nicht nur innerhalb des Sinclair-Teams Feinde hatte, sondern auch unter den Schwarzblütlern, denn nicht alle gingen mit ihr den gleichen Kurs.

Es tauchten immer wieder Probleme auf. Das letzte war Pandora gewesen, und nun hatte sie von drei Wesen erfahren, die etwas über den Würfel wußten. Sie waren angeblich über den Todesnebel informiert, den der Würfel produzieren konnte.

Der Todesnebel!

Sie lächelte, wenn sie darüber nachdachte. Er war die Waffe, denn Menschen konnten ihr nichts entgegensetzen. Wenn er auf sie zuwallte, löste er ihnen die Haut vom Körper. Zurück blieben Skelette, Monstren, die trotz ihres schaurigen Aussehens noch lebten.

Eine schlimme Sache, wenn man den Würfel auf diese Art und Weise manipulierte. Man konnte ihn allerdings auch anders einsetzen. Er brauchte seine Kräfte nicht zum Negativen hin zu entfalten. Wenn sein Besitzer es wollte, dann konnte dieser Würfel sie auch zum Guten ausbreiten und sich gegen alle Schwarzblütler stellen. Aus diesem Grund war auch John Sinclair so sehr hinter dem Würfel her.

Er hatte allerdings ein Mittel gegen den Todesnebel. Sein Kreuz.

Sobald es mit dem Nebel in Berührung kam, wurde er vernichtet, aber Sinclair konnte nicht überall sein, und deshalb versuchte der Magier Myxin verzweifelt, ein Mittel gegen den Nebel zu finden.

Es gab eins, sicherlich, doch wie es hergestellt wurde, das konnte

kaum jemand sagen. Die Erinnerung daran war verschüttet gewesen, denn die alten Atlanter hatten bereits danach geforscht.

Bis eben die Ambiastro-Sage lebendig wurde. Diese Vampir-Drillinge hatten sich im schwarzmagischen Teil des alten Kontinents mit dem Todesnebel beschäftigt und wußten ein Gegenmittel. Jetzt waren sie erweckt worden, und Lady X mußte zusehen, daß man sie vernichtete. Wenn sie ihr Wissen weitergaben, sah es für sie schlecht aus, dann nützte ihr der Nebel nichts mehr.

Sie hatte Logan Costello eingeschaltet, wobei der Mafiaboß in ihren Augen wie ein Idiot reagierte, denn die geballte Kraft seiner Leute erreichte nichts.

Zwar hatten sie den Vampir töten können, waren jedoch erwischt worden, und zwei andere lebten noch.

Zudem mischte ausgerechnet John Sinclair wieder mit, und das paßte Lady X überhaupt nicht, denn der Geisterjäger war ihr Todfeind Nummer eins.

Mit Hilfe des Würfels hatte sie sich bis nahe an ihr Ziel schaffen lassen.

Und nun stand sie auf dem Feld.

Eine einsame, unheimliche Gestalt, die sich deutlich von der weißen Fläche abhob.

Es schneite nicht mehr. Nur noch der Wind fuhr über die glatte Fläche und wirbelte hin und wieder kleine Wolken aus Schneekristallen in die Höhe.

Als sie weiterging, hinterließen ihre Lederstiefel Spuren im Schnee.

Das jedoch war ihr egal, die Menschen würden bald merken, wer sich ihnen näherte.

Vor ihr lag das Lager.

Da standen zahlreiche Wagen. Von ihrem bunten Anstrich war nichts mehr zu sehen. Die weiße Pracht hatte alles abgedeckt. Auch die Fahrzeuge der Zigeuner entdeckte sie. Sie parkten hinter den Wohnwagen und besaßen ebenfalls Hauben aus Schnee.

Ein Feuer brannte.

Die Flammen schlugen mit ihren langen Armen aus einer Tonne, die mit brennbarem Material gefüllt war. Sie waren wie gierige Finger und tauten den Schnee in ihrer Nähe weg.

Sie beleuchteten aber auch einen Wagen, der in der Nähe stand und überhaupt nicht in das Lager hineinpaßte.

Es war ein silbergrauer Bentley!

Lady X zuckte zusammen, als sie dieses Fahrzeug sah. Das kannte sie gut, es gehörte dem Geisterjäger John Sinclair, also befand er sich bereits in der Nähe.

Blitzschnell warf die Vampirin ihren Plan um. Wenn Sinclair da war, konnte sie das Lager nicht stürmen, denn es war einfach zu gefährlich.

Die Scott wußte genau, was sie tat, als sie zur Seite huschte und hinter einem Wagen Deckung fand. Er stand sehr günstig, und man konnte von dieser Stelle aus gut beobachten. Die Scott sah auch, daß sich außerhalb der Wagen niemand aufhielt.

Die Zigeuner blieben in den Fahrzeugen. Dort war es warm. Sie schützten sich vor der Kälte.

Wo steckte Sinclair?

Lady X überlegte. Sie konnte nicht einfach fragen, sondern mußte sich etwas einfallen lassen.

Schwierigkeiten waren da, um aus dem Weg geräumt zu werden.

Nach dieser Devise ging sie immer vor, und sie machte es auf ihre Art und Weise. Auf die harte Tour.

Irgend jemand wollte sie packen und ihn zwingen, die Auskünfte zu geben, die sie benötigte.

Warum sich nicht gleich den Wagen vornehmen, in dessen Deckung sie stand.

Kalt war das Lächeln, daß ihre Mundwinkel in die Breite zog. Sie brauchte nur über die kleine Leiter zu gehen, um die Tür zu erreichen.

Diese Zigeuner hier gehörten noch zu den Armen. Sie besaßen keine technisch hochstehenden Wohnmobile oder Fahrzeuge, sondern noch die alten Holzwagen, die mehr an die Gefährte der Pioniere aus dem Wilden Westen erinnerten.

Vor der Tür blieb sie für einen Moment stehen, bevor sie fordernd dagegen klopfte.

Würde jemand öffnen?

Als sie die Hand zurückzog, ließ sie auch die Maschinenpistole von der Schulter gleiten und legte sie an.

Schritte hinter der Tür! Nicht sehr forsch, eher zögernd. »Wer ist da?«

Die Stimme klang dumpf, sie schien einem alten Mann zu gehören, und Lady X lächelte kalt, als sie antwortete: »öffnen Sie! Hier spricht die Polizei, Mister!«

Ein alter Trick. Lady X jedoch hoffte, daß er noch zog. Vor der Polizei haben die meisten Menschen Angst, ob ihr Gewissen nun rein war oder nicht.

Es wurde auch geöffnet. Ein Schlüssel bewegte sich innen im Schloß.

Die Scott ließ dem anderen keine Chance. Sie wuchtete sich gegen die Tür, hörte einen Schrei, gleichzeitig auch den Aufprall, als der Körper getroffen wurde, und dann stand Lady X innerhalb des schmalen Wohnwagens, der mit alten Möbeln eingerichtet war.

Fast stieß sie mit dem Kopf gegen eine Lampe. Es war eine nackte Glühbirne, die unter der Decke schaukelte und ihr Licht auf ein erstarrtes Kindergesicht warf.

Ein kleines Mädchen schaute die Vampirin an.

Bevor das Kind schreien konnte, war Lady X schon bei ihm. Sie schlug mit dem kalten Lauf zu.

Das Kind brach zusammen.

Tot war es nicht, aber es konnte die anderen nicht mehr warnen.

Die Scott kreiselte herum und kümmerte sich um denjenigen, der von der Tür getroffen und zu Boden geschleudert worden war.

In der Tat krümmte sich ein älterer Mann am Boden und hielt seine Hand gegen den Magen gepreßt, wo ihn die Klinke getroffen hatte.

Schwer schnappte er nach Luft.

In seinen Augen standen Tränen. Lady X sah es, als sie sich zu dem Mann hinunterbeugte und ihn auf die Beine zog.

Er wäre wieder zusammengesackt, wenn die Scott ihn nicht festgehalten hätte.

Sie schleuderte ihn in einen alten Holzsessel mit zerschlissener Sitzfläche.

Einen Schritt vor ihm baute sie sich auf, senkte die Mündung der Waffe und zielte auf den Kopf des Alten. »Du hast drei Sekunden Zeit, mir eine Antwort auf meine Frage zu geben. Schweigst du, werde ich schießen.«

Dem Mann stand die Angst ins Gesicht geschrieben. Er zitterte wie Blattwerk im Wind. Ein Wort brachte er nicht über seine Lippen, und er wartete auf die Frage.

»Wo befindet sich Ambiastro?« fragte Lady X.

Der Mann schluchzte. Eine Antwort gab er nicht. Er schüttelte nur den Kopf.

»Die drei Sekunden sind um!« erklärte Lady X kalt.

»Halt, halt!« Der Alte sah, daß diese ganz in Leder gekleidete Frau ernst machen wollte und streckte seinen Arm aus, als wollte er Kugeln abwehren.

»Dann rede!«

»Sie sind bei Azucena!«

»Wer ist das?«

»Die älteste aus der Sippe. Sie hat Ambiastro. Aber nur einen, wo die anderen sind, weiß ich nicht.«

»Das werde ich schon herausfinden«, erklärte Lady X kalt und fixierte den Mann.

Sie war eine Vampirin, ernährte sich vom Blut der Menschen, und hier lag jemand wehrlos vor ihr.

Die Scott ließ sich die Chance nicht entgehen. Sie drückte ihren Oberkörper nach unten, öffnete ihren Mund, der Mann sah die spitzen Zähne und wollte schreien.

Die Blutsaugerin preßte eine Hand auf seinen Mund. Die Finger der anderen fanden die Haare des Alten. Sie bog den Kopf zurück, und dann waren plötzlich die Zähne da, die sich dort hineinbohrten, wo

unter der Haut die Halsschlagader zu sehen war.
Lady X trank das Blut.
Sie ließ sich Zeit dabei. Auf eine Minute kam es jetzt nicht mehr an.
Hatte der alte Mann ihr bisher noch Widerstand entgegengesetzt, so erlahmte dieser nun. Er spürte zuerst den Schmerz, und ihm folgte eine Schwerelosigkeit, die in den Tod führte…

***

Die Gestalt war schrecklich!
Ein Mittelding zwischen Skelett und Mumie. Sie schimmerte grünlich, der Schädel war als widerlich zu bezeichnen, denn über die Knochen spannte sich eine so dünne Haut, daß die Gebeine fast durchschimmerten.
Ein grauenhafter Anblick. Das Wesen hielt den Kopf des Zigeuners so umkrallt, daß dessen Hals freilag, damit das Skelett seine Vampirzähne in das Fleisch schlagen konnte.
Ich hätte gern geschossen, aber ich brauchte Ambiastro noch, deshalb versuchte ich es mit den Händen.
Meine Hände wuchtete ich auf die Schultern des Zigeuners und zog ihn zurück.
Er schrie, die Knochenhände wollten nicht loslassen. Ich sah sie jetzt aus der Nähe und erkannte auch die dünne Haut, die sich zwischen den Fingern spannte.
Durch meine Aktion war der Vampir mit aus dem Steinsarg gezogen worden. Mit einer Hand hämmerte ich gegen seine Arme, er ließ nicht los, und auch ein Hieb gegen den Kopf schaffte es nicht.
»Myxin!« schrie ich.
Der kleine Magier sollte sich etwas einfallen lassen, denn so konnte es nicht weitergehen.
Und er tat etwas.
Myxin sprach eine Formel. Es waren Ausdrücke, die ich nicht kannte und auch nicht behielt, aber sie zeigten ihre Wirkung, denn die Gestalt ließ Tassilo los.
Er brach neben mir zusammen, kippte noch gegen die alte Azucena und riß sie fast von den Füßen.
Für sie hatte ich keinen Blick mehr. Ambiastro war für Myxin und mich wichtiger.
Er stand vor uns.
Zum erstenmal konnte ich ihn genauer sehen. Ein magerer Körper, bedeckt mit einer dünnen Mumienhaut, durch die seine Knochen schimmerten. Dazu ein breiter Schädel mit Augenhöhlen, in denen weit hinten eine zuckende geleeartige Masse schwamm. Und die Haut zwischen seinen einzelnen Fingern hatte ich bereits gesehen, so daß sie mich in gewisser Weise an Schwimmflossen erinnerten.

Das Skelett war völlig nackt, und auch zwischen den Zehen spannte sich diese dünne Haut.

»Ist er das?« fragte ich Myxin.

»Er muß es sein.«

Die Antwort erstaunte mich etwas. »Du weißt es nicht genau?«

Myxin lächelte. »Doch, trotz meines langen Schlafes.«

Ambiastro schien die Umgebung nicht zu gefallen. Er blieb auch nicht ruhig. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Dabei spannte sich auch die Haut, und sie wirkte so, als würde sie jeden Moment platzen.

Wieder wollte ich, daß Myxin uns half. »Willst du nicht mit ihm reden?« fragte ich den kleinen Magier.

»Ich kann es versuchen.«

Wir zogen uns zurück, so daß sich die beiden allein gegenüberstanden. Wir, das waren Azucena, Tassilo und ich.

Ich schaute mir den jungen Zigeuner an. Er blutete am Hals.

Allerdings sah ich keine Punkte, wie sie von Vampirzähnen hinterlassen werden, sondern lange, blutige Streifen, die bis an den Kragen seines Hemdes reichten.

War er schon infiziert worden?

Ich wollte es nicht glauben und schaute ihn mir genauer an. Oft konnte man in den Augen der Personen lesen, ob etwas geschehen war. Bei ihm sah es nicht so aus. Zudem schien er Schmerzen zu haben, denn er stöhnte leicht, während Azucena mit ihrer gichtkrummen Hand über sein Haar strich.

Myxin sprach.

Wieder einmal wunderte ich mich, was er alles wußte und an was er sich erinnerte. Er redete in der Sprache, die auch im alten Atlantis gesprochen wurde. Davon jedenfalls ging ich aus, aber er bekam von Ambiastro keine Antwort.

Das seltsame Skelett hielt sich eisern zurück.

Myxin änderte seine Redeweise. Sie wurde drängender. Die Laute, mit zahlreichen dumpfen Vokalen bestückt, drangen schneller aus seinem Mund, und er erzielte auch einen Erfolg, denn zum erstenmal öffnete das Wesen seinen Mund, wobei innerhalb des Schädels ein dunkles Maul entstand.

»Was hat er gesagt?« wollte ich wissen.

Myxin drehte mir kurz sein leicht grünlich schimmerndes Gesicht zu.

»Er spricht von einem Orakel.«

»Und?«

»Mehr hat er noch nicht gesagt.«

»Beeil dich!« forderte ich den kleinen Magier auf. »Ich habe ein verdammt ungutes Gefühl.«

»Wieso?«

»Lady X vielleicht. Sie wird alles daransetzen, um ihn in die Hände zu bekommen.«

»Du brauchst nicht zu bleiben, John. Wenn du draußen die Stellung halten oder nachschauen willst, ich habe wirklich nichts dagegen. Mit Ambiastro werde ich allein fertig, zudem verstehst du auch die Sprache nicht.«

Da hatte Myxin recht. Ich verstand die Sprache der alten Atlanter tatsächlich nicht. Das war besonders deutlich geworden, als ich das Buch der sieben Siegel lesen wollte und es nicht konnte. [4]

Ich nickte. »Okay, ich schaue mich mal draußen ein wenig um. Vielleicht lauert die Scott schon.«

Azucena wollte dableiben. Tassilo ebenfalls. Ich aber schritt durch den Wagen und näherte mich der Tür.

Ich hatte bereits die Hand ausgestreckt, als es geschah. Vielleicht noch einen großen Schritt befand ich mich von der Tür entfernt, als sie von draußen aufgewuchtet wurde, mir entgegenflog, ich zur Seite kippte und die Gestalt auf der Schwelle nicht sah, dafür jedoch hörte.

»Ambiastro, jetzt stirbst du!«

Lady X hatte die Worte geschrien und schoß…

***

Die Hand aus dem Sarg!

Plötzlich kam sich das Mädchen vor wie in einem Gruselfilm. Von einem Augenblick zum anderen war Susan Water völlig von der Rolle, sie wußte nicht mehr, was sie tun sollte, und ausgerechnet jetzt schaute noch ihr Vater zu ihr hoch.

»Susan!« schrie er. »Bist du wahnsinnig!« Plötzlich klang seine Stimme nicht mehr so schwerfällig, er schien seinen trunkenen Zustand abgeschüttelt zu haben, war voll da und nüchtern.

Susan hörte zwar den Ruf ihres Vaters, sie blieb aber auf der Treppe stehen und reagierte nicht. Dafür schaute sie genau zu, wie der Sargdeckel von innen immer mehr in die Höhe gedrückt wurde und der Hand auch ein Arm folgte.

Nackt war er nicht. Er steckte in einem Ärmel aus dunklem Stoff, und als die Finger sich bewegten, da wurde Susan an die zuckenden Beine einer Spinne erinnert.

Sie ekelte sich, denn sie mochte diese Tiere überhaupt nicht.

Der Vampir stieg aus dem Sarg. Er wuchtete den Deckel jetzt schneller hoch, so daß der Unheimliche den Sarg verlassen konnte.

Er war völlig normal angezogen, wenn seine Kleidung auch altmodisch wirkte.

Seltsam schimmerte seine Gesichtshaut. Trotz der schlechten Beleuchtung glaubte Susan, das grüne Schimmern auf der Haut zu sehen. Ihr Vater hatte von Särgen und Vampiren gesprochen. Susan

wollte es nicht glauben, nun sah sie die Worte ihres Vaters bestätigt.
Vampire brauchen Blut.
Susan wußte es. Sie hatte auch Filme aus diesem Genre gesehen, und sie konnte sich erinnern, daß es Graf Dracula gewesen war, der sich besonders gern das Blut junger Mädchen geholt hatte.
Susan war jung…
Die Angst in ihrem Innern wurde zu Wellen hochgepeitscht. Sie bekam kaum Luft, die Kehle schien mit einem harten Band zugeschnürt zu sein, und sie mußte mit ansehen, wie der Vampir auf sie zuging.
Das sah auch ihr Vater.
Mochte Charly Water in mancher Beziehung auch ein Schweinehund sein und sich nicht an gewisse Spielregeln halten, doch in diesem Falle reagierte er wie ein Vater, der sein eigenes Fleisch und Blut schützen wollte. Er hielt es auf seinem Platz nicht mehr aus und stellte sich dem Blutsauger in den Weg.
»Nein!« schrie er, wobei er seine Arme ausbreitete. »Du darfst sie dir nicht holen. Sie ist meine Tochter!«
Ambiastro war gnadenlos. »Geh aus dem Weg!«
»Aber sie gehört zu mir!«
»Das ist mir egal, denn du hast dich nicht an unsere Abmachungen gehalten. Ich habe dir gesagt, daß du zu keinem darüber sprechen darfst. Ob Tochter oder nicht, das spielt keine Rolle. Wer hier ungerufen eindringt, dessen Blut gehört mir!«
Charly Water erkannte, daß ihm der Blutsauger überlegen war. Er würde keine Rücksicht nehmen, und dementsprechend reagierte der Leichenwäscher auch.
»Susan!« brüllte er, so daß seine Stimme laut in dem alten Leichenhaus widerhallte. »Flieh, Susan, flieh ahhhggrrr…«
Der Schlag erwischte ihn voll auf den Mund. Water hörte etwas brechen, bevor er zu Boden fiel und hart mit dem Rücken aufschlug, so daß der Vampir über ihn hinwegsteigen konnte und sich der Treppe näherte, wo Susan angststarr stand.
Sie hatte die Worte des Vaters sehr wohl vernommen. Allein, sie war nicht in der Lage zu fliehen, denn Charly hatte abgeschlossen und den Schlüssel behalten.
»Dad!« rief das Mädchen verzweifelt. »Ich kann hier nicht wegkommen! Du hast doch den Schlüssel!«
Obwohl Charly Water am Boden lag und von dem Treffer geschwächt war, vernahm er die Worte seiner Tochter. Er begriff sie auch, und er wußte, daß er etwas unternehmen mußte, sonst war Susan verloren.
Schwerfällig wälzte er sich herum. War er vorhin für einige Sekunden völlig nüchtern gewesen, so merkte er jetzt wieder die Wirkung des genossenen Alkohols, die sich einfach nicht aus seinem

Körper vertreiben ließ und seine Bewegungen lähmte.
Es fiel ihm sogar schwer, seine Hand in der Tasche verschwinden zu lassen, um den Schlüssel hervorzuholen. Manchmal wallten Wellen vor seinen Augen, in denen sich der Vampir bewegte wie ein Gummimann.
Der Alkohol, der Schmerz des Faustschlags, der Geschmack von Blut auf seiner Zunge, das alles brachte ihn aus dem Rhythmus, aber er riß sich so weit zusammen, daß er den Schlüssel aus der Tasche ziehen konnte. Zwischen zwei Fingern hielt er ihn geklemmt, stieß den Namen seiner Tochter röchelnd aus und riß sich noch einmal zusammen, um auf die Füße zu kommen.
Schwerfällig hob er den rechten Arm. Es war eine müde wirkende Bewegung, die allerdings von Susan wahrgenommen wurde, und sie sah auch den Schlüssel.
Jetzt erkannte sie seinen Plan.
»Dad!« schrie sie. »Bitte…!«
Der Vampir stand so dicht vor der Treppe, daß er nur sein rechtes Bein auszustrecken brauchte, um die unterste Stufe zu berühren.
Natürlich hörte auch er den Schrei.
Blitzschnell wirbelte Ambiastro herum!
Vor sich sah er den halb aufgerichteten Mann, entdeckte den Schlüssel in der Hand und sah auch den rechten Arm, den der Mann nach hinten gedrückt hatte.
»Du…!« keuchte der Blutsauger und riß beide Arme hoch, denn in diesem Augenblick schleuderte Charly Water den Schlüssel.
Durch die Bewegung des Vampirs war er irritiert worden. Er zögerte mit dem Wurf, und als er den Schlüssel endlich losließ, da beschrieb er keinen Halbkreis, sondern tat das, was der Fußballer Banane nennt, denn der Schlüssel stieg fast senkrecht in die Höhe, tickte mit einem hell klingenden Geräusch gegen die Decke und bekam durch diese Berührung eine andere Richtung.
Fangen konnte der Vampir ihn nicht mehr, auch wenn er sich zurückwarf. Der Schlüssel selbst erreichte ebenfalls nicht sein Ziel, sondern blieb genau vor der ersten Stufe liegen.
Susan stand drei Stufen darüber, der Vampir vielleicht zwei Schritte in entgegengesetzter Richtung.
Eine ungefähr gleiche Distanz.
Noch einmal riß sich Charly Water zusammen, als er gellend schrie:
»Nimm den Schlüssel, Kind! Nimm ihhhhn…!« Dann kippte er und blieb auf dem Bauch liegen, weil er nicht mehr konnte. Die letzten Anstrengungen waren über seine Kräfte gegangen.
Susan Water allerdings hatte die Worte ihres Vaters genau verstanden. Wenn sie sich nicht beeilte, war alles verloren.
Und sie sprang.

Die letzten drei Stufen wollte sie mit einem Satz nehmen, aber auch der Vampir sah dies.

Er kam ebenfalls.

Susan hatte den Boden noch nicht berührt, als sie schrie, denn Ambiastro tauchte übergroß vor ihr auf. Sein grünbleich schimmerndes Gesicht war nur noch eine verzerrte Maske, mit der linken Hand hatte er zu einem Rundschlag ausgeholt, um das Mädchen zur Seite zu schleudern.

Er traf auch.

Allerdings hatte Susan instinktiv das Richtige getan und ihre Arme hochgerissen. So konnte sie dem Hieb die größte Wucht nehmen. Er traf nicht ihr Gesicht, sondern den Körper und die Arme. Der Vampir hielt sie auch nicht fest, er schleuderte Susan nur zur Seite, so daß sie gegen die Mauerkante an der Treppe prallte und ihre Beine wegrutschten.

Ambiastro hätte jetzt nachsetzen müssen, doch er wollte zuerst den Schlüssel.

Ihn an sich zu nehmen, kostete Zeit. Trotz ihrer Panik bekam Susan dies mit, und sie tat etwas, worüber sie nicht einmal nachdachte.

Susan schnellte auf die Füße, drehte sich, und es gelang ihr, an den zugreifenden Händen des Blutsaugers vorbei, auf die Treppe zu flüchten, deren Stufen sie mit gewaltigen Schritten nahm.

Susan flüchtete in die obere Etage des Leichenhauses. Dort fühlte sie sich wohler, auch wenn sie eingeschlossen war, aber sie konnte vielleicht ans Fenster und um Hilfe schreien.

Eine breite Treppe ohne Geländer lag vor ihr. Susan hielt sich an der linken Seite, wo auch die Mauer in einem gekrümmten Bogen hochwuchs.

Wahnsinn! schrie es in ihr. Verdammter Wahnsinn! Du träumst, du liegst zu Hause in deinem alten Metallbett, siehst die miese Lampe an der Decke, hörst das Schütteln der Fensterläden, wenn der Sturm dagegenweht, und das rauhe Lachen der Betrunkenen aus der nahen Kneipe.

Jetzt wachst du auf, und…

Da spürte sie die Hand an ihrem Rücken. Eine kurze Berührung nur, den Bruchteil einer Sekunde, für das Mädchen jedoch so lange wie eine Ewigkeit.

Susan schrie.

Dieser Schrei löschte ihren Traum, trieb sie brutal zurück in die Wirklichkeit, sie schleuderte ihren Körper vor, nahm drei Stufen auf einmal und drehte in der Luft schwebend ihren Kopf, wobei sie hinter und ein wenig unter sich die verzerrte Fratze des Vampirs entdeckte.

Er würde sie nicht entkommen lassen. Ihr Blut sollte ihm gehören, nur ihm.

Sie bebte und zitterte. Die heiße Angst schüttelte sie. Jagte Wellen durch ihren Körper, die Drüsen hatten sich geöffnet, sie sonderten Schweiß ab, der sich auf ihre Haut wie ein Film legte.

Das Ende der Treppe.

Es kam ihr vor wie die letzte Hoffnung eines aus dem Fegefeuer in den Himmel Entlassenen.

Noch ein Sprung, der Tritt auf die Kante, der Moment des Kippens, dann war die Kraft der Verzweiflung da, und sie wuchtete Susan Water wieder nach vorn.

Das Mädchen taumelte in den Gang. Sie mußte nach rechts, denn er mündete in den Raum, wo die Leichen gewaschen wurden.

Dort saß sie in der Falle!

Das wußte sie, und doch konnte sie nicht anders. Susan kannte das Leichenhaus. Es gab noch andere Räume, kleinere, Verstecke, Nischen, überall war sie eine Gefangene.

Und sie hörte den Schrei.

Ihr Vater hatte ihn ausgestoßen. Er hallte schaurig durch das Leichenhaus, wurde als Echo noch verstärkt und war fast zu einer Sinfonie des Schreckens geworden.

Als er verklang, da vernahm sie das pfeifende Geräusch. Es hörte sich grausam an, und sie schüttelte sich, denn nur der Vampir konnte es ausgestoßen haben.

Kein Atmen, das stand fest, denn Vampire atmen nicht, aber das Pfeifen drang ihr unter die Haut, es war wie ein Messer, dessen Klinge hart in die Nervenbahnen schnitt.

Das Mädchen taumelte weiter. Es stieß mit der Hüfte gegen die Tischkante. Diese Berührung ließ Susan hochzucken, und sie schaute automatisch auf den Tisch, wo die blasse Leiche des alten Mannes lag, der mit gläsern wirkenden Augen gegen die graue Decke stierte.

Obwohl sich in seinem Körper kein Leben mehr befand, zuckte er.

Allerdings war er nicht von den Toten erweckt worden. Susan Water hatte ihn nur berührt und ekelte sich vor der Kälte seiner Haut.

Sie ging jetzt rückwärts. Der Blick war starr auf den Vampir gerichtet.

Hier brannte das Licht einer Leuchtstoffröhre. Klar und deutlich zeichnete es jede Kontur nach. Für Susan war es ein grausames Licht, und sie erkannte jetzt, daß die Haut des Vampirs tatsächlich einen grünlichweißen Schimmer aufwies.

War es Moder?

Der Vampir hatte die Lippen zurückgezogen. Das Pfeifen drang aus seinen Mundwinkeln,, in den Ohren des Mädchens wurde es zu einem grellen nervenzerfetzenden Konzert.

Mit den Fingern der rechten Hand berührte sie dicht an der Kante die Tischplatte. Als die Hand ins Leere faßte, da wußte sie, daß sie den

Tisch hinter sich gelassen hatte.

Susan atmete heftig. Sie wischte im nächsten Augenblick nach rechts, denn sie wollte den großen Tisch zwischen sich und den Vampir bringen, um eine direkte Konfrontation so lange wie möglich hinauszuzögern.

Ambiastro ließ sich Zeit. Er wußte genau, daß ihm das Opfer nicht entkommen konnte, dieses Leichenhaus war zu einer Menschenfalle geworden. Und er verhöhnte Susan noch, indem er in die Tasche griff, den Schlüssel hervorholte und ihn seinem Opfer grinsend präsentierte.

»Den möchtest du gern haben, nicht?« Er sprach abgehackt, brachte jedes Wort nur mühsam über die Lippen, als wäre er erst seit kurzem mit der Sprache vertraut.

Susan schüttelte den Kopf. Sie war stehengeblieben, eine Tischbreite befand sich zwischen ihr und dem Blutsauger.

Susan sah die Häme in dem grünweißen Gesicht des Blutsaugers, die rot unterlaufenen Augen, und sie wurde wieder an die Figuren aus den alten Vampirfilmen erinnert.

»Warum?« fragte sie verzweifelt und sank dabei in die Knie. »Warum willst du mich töten?«

Der Vampir lachte. »Nicht töten«, sagte er. »Ich will nur nicht, daß du mich verrätst.«

Das schnappte Susan auf. »Nein«, erwiderte sie hastig. »Keine Angst, ich schwöre dir, daß ich dich nicht verraten werde. Ich…«

»Keine Schwüre, die du nicht halten kannst. Die Angst allein würde schon dafür sorgen, daß du deinen Mund nicht halten kannst. Ich kenne das, ich weiß Bescheid. Irgendwann würdest du dich verraten, und das würde die Feinde auf meine Spur bringen, denn ich habe Feinde, sogar sehr starke.«

»Damit…damit…« Susan begann zu stottern, hob ihre Arme an und sprach weiter. »Damit komme ich doch überhaupt nicht in Berührung. Ich kenne deine Feinde nicht, weiß nicht, wer sie sind.«

»Aber sie werden dich finden und dich befragen. Das darfst du nicht vergessen. Sie sind sehr schlau, sie wissen genau, wie man mich finden kann. Deshalb schalte ich alles aus. Deinen Vater brauche ich noch, danach ist auch er fällig.«

Nach diesen Worten setzte sich der Vampir wieder in Bewegung, streckte seine Arme aus, und auch die gespreizten Hände schnellten über den Tisch, ohne das Mädchen allerdings zu erwischen, denn Susan zuckte zurück, und die nach unten fallenden Hände des Blutsaugers klatschten auf die Leiche.

Susan schielte zur Tür.

Es waren nur wenige Yards. Auch wenn sie hindurch war, hatte sie es noch immer nicht geschafft, denn es war abgeschlossen, und sie konnte höchstens in den Keller, wo der Kreislauf wieder von vorn

begann.

Ihr Blick fiel auf das große Waschbecken. Sie suchte nach einer Waffe, mit der sie sich gegen den Unhold verteidigen konnte. Da standen Eimer auf dem gefliesten Boden, Gummitücher waren ebenfalls vorhanden, sie sah einen Wischer mit breitem Gummirand, aber keine Gegenstände, die für einen Vampir tödlich waren.

Nicht einmal ein Messer!

Ambiastro kam.

Plötzlich wurde er schnell. Er hatte mitbekommen, daß das Mädchen abgelenkt worden war, huschte wie ein Schatten um den Tisch hervor und tauchte vor Susan auf.

Die warf sich zurück. Sogar so weit, daß sie mit dem Rücken gegen die Kante des Beckens prallte, aufschrie und in ihrer Panik den Wischer griff.

Als der Vampir sie packen wollte, wuchtete sie ihn herum. Mit dem abgerundeten Ende des Griffs erwischte sie ihn und drückte ihn tief in den Leib des Vampirs.

Der hatte nicht damit gerechnet, daß sich das Mädchen noch einmal so wehren würde, machte eine unfreiwillige Verbeugung, und Susan löste ihre linke Hand vom Griff, krümmte die Finger zu einer Klaue und zog sie durch das Gesicht des Vampirs.

Es war ein schreckliches Gefühl für sie. Die Haut erinnerte sie an dünnes, feucht gewordenes Papier, und sie blieb unter ihren spitzen Fingernägeln kleben.

Im nächsten Augenblick rutschte der Griff ab, der Vampir fiel gegen sie und hielt sich mit beiden Händen an ihr fest. Dabei schrie er wütend, warf das Mädchen gegen die Wand, das wie in Trance den Griff des Wischers festhielt.

Mit dem Tritt rechnete sie nicht.

Wie eine von Fäden gezogene Puppe, so eckig und abgehackt wirkte es, als der Vampir sein rechtes Bein in die Höhe bekam. Aber er war schnell dabei, und er traf sein Ziel.

Die Fußspitze prallte gegen das Gelenk des Mädchens. Unwillkürlich löste sie eine Hand vom Griff, und bevor sie noch nachfassen konnte, wurde sie von einem Schlag erwischt, der sie in die Knie gehen ließ.

Der Vampir hatte mit seiner Faust ihre rechte Schulter getroffen. Es war ein gemeiner Hieb gewesen, der Susan regelrecht paralysierte.

Sie kniete auf dem Boden, und nun stand der Blutsauger breitbeinig vor ihr.

Aus! Aus! Denken konnte sie noch. Diese Worte glitten wie Schreie durch ihr Gehirn, wobei sie seltsamerweise wieder Filmszenen vor sich sah, die sie einmal, wie erstarrt im Kino sitzend, aufgenommen hatte.

Der Vampir reagierte hier anders. Zwar beugte er sich auch über sie,

und sie entdeckte sein zerkratztes Gesicht dicht vor sich, aber er zog sie nicht in die Höhe, um ihr das Blut aus den Adern zu saugen. Er warf sie nur über seine Schulter.

»So«, sagte er und lachte rauh. »Jetzt wirst du mir nicht mehr entkommen und auch nichts verraten können. Ich habe unten noch einen Sarg frei, in den werde ich dich legen, wenn ich dich einmal gebissen habe.« Sein schreckliches Kichern jagte Angstschauer über den Rücken des Mädchens.

Sie wippte auf seiner rechten Schulter liegend hin und her, als er mit ihr die Treppe hinab in den Keller stieg.

Die einzelnen Stufen wurden zu Wellen, anschließend verschwamm der Boden, und sie sah auch eine Gestalt vor den drei schwarzen Särgen liegen.

Es war ihr Vater!

Erschöpft, ausgebrannt, leer. Vom Alkohol gezeichnet. Nein, er würde ihr keine große Hilfe sein.

Kaum hob er den Kopf an, als der Vampir mit seiner menschlichen Last den Keller betrat, bis zu den drei Särgen schritt, dort stehenblieb und seine Beute derart genau von der Schulter rutschen ließ, daß sie mit dem Rücken auf einem Sargdeckel liegenblieb.

Der rechte Arm war steif. Er rutschte über die Kante, und die Hand berührte mit dem Rücken den Boden.

Susan wartete auf das Ende.

Der Blutsauger befand sich bereits in Bewegung, als er plötzlich innehielt und seinen Kopf drehte.

Er hatte etwas gehört.

Nicht hier im Keller, sondern oben, und zwar dort, wo sich auch die Tür nach draußen befand.

Schläge dröhnten dagegen.

Der Blutsauger reagierte. Er huschte vor bis zur Treppe, baute sich dort in Deckung der Mauer auf und wartete ab.

Für Susan Water begann das große Zittern. Sollte sie dennoch Glück haben und Hilfe bekommen, oder näherten sich die Feinde des Vampirs, von denen er gesprochen hatte.

Susan wußte es nicht. Sie konnte nur noch eins tun: beten!

***

Es war eine altbekannte und grausame Melodie. Dieses widerliche hämmernde Tack-Tack der Maschinenpistole, wobei mich die Garbe sicherlich erwischt hätte, wäre ich von der aufgestoßenen Tür nicht zur Seite geschleudert worden.

So war ich auf dem Boden gelandet, rollte mich um meine eigene Achse, sah noch das Mündungsfeuer und hörte die Schreie.

Die Kugeln hatten getroffen.

Lady X demonstrierte mit diesem Angriff die Brutalität, zu der sie fähig war, und sie feuerte mit geweihten Silberkugeln, die eigentlich mir gehörten.

Was genau passierte, wurde mir hinterher von Myxin berichtet, denn ich war in den nächsten Sekunden zwischen Tür und Wagenwand eingeklemmt und somit ausgeschaltet.

Myxin erwischte es ebenfalls nicht, denn bei ihm wirkte sich die Körpergröße aus.

Dafür jagte die erste Garbe voll in den mumienhaften Skelettkörper des Vampirs aus Atlantis.

Konnte das geweihte Silber den Vampir zerstören?

Von den Einschlägen der Kugeln wurden die Knochen regelrecht zerhackt. Der Schädel als auch die Gliedmaßen hielten nicht mehr zusammen, die Haut zerplatzte, und die Splitter wirbelten durch den engen Wohnwagen, in dem sich innerhalb weniger Herzschläge ein mörderisches Inferno ausgebreitet hatte.

Vielleicht zwei Sekunden hatte diese Überraschung gedauert. Myxin lag am Boden, wollte seine Gegenmagie einsetzen, als wieder eine Garbe aufpeitschte, und sie traf einen Menschen.

Tassilo erwischte es.

Er hatte sich nicht in Deckung geworfen, wollte den Helden spielen, und die Kugeln rissen ihn förmlich auf die Zehenspitzen, wobei sein Körper plötzlich rot gesprenkelt aussah, denn aus zahlreichen Wunden quoll das Blut.

Ein gellender Schrei zitterte durch den Wagen.

Nicht Tassilo hatte ihn ausgestoßen, sondern die alte Azucena. Tassilo hatte sie, als er sich vorwarf, noch umgestoßen, so daß sie bis gegen die linke Seite des Sofas gefallen war, dessen dicke Lehne einen Teil der Kugeln aufgefangen hatte.

Ebenso schnell, wie sie gekommen war, verschwand Lady X auch wieder.

Das war der Augenblick, als ich auf die Füße kam, meine Beretta zog und Myxin auf den Ausgang zuhuschen sah.

Ich riß die Tür ganz auf und ließ mich fallen. Aus der liegenden Haltung schaute ich nach draußen, hatte den rechten Arm weit vorgestreckt und zielte ins Nichts.

Lady X war verschwunden! Gekommen wie ein Spuk in der Nacht und ebenso entwischt. Wir hatten das Nachsehen.

Trotzdem suchten Myxin und ich. Schreie irrten durch das Lager. Die Schüsse hatten auch die anderen Menschen aufgeschreckt. Myxin rannte nach rechts weg, ich nahm mir die linke Seite vor und lief an der Rückseite des Wohnwagens entlang.

Der Boden war glatt und weiß. Keinerlei Spuren.

Als ich mit noch immer schußbereiter Waffe das Ende des Wagens

erreichte, entdeckte ich Lady X.

Sie stand neben einem Traktor und hielt den Würfel fest. Dabei hatte sie ihn schon so weit aktiviert, daß er seine Kraft ausspielte und sie wegteleportierte.

Ich hatte das Nachsehen.

Vielleicht hätte ich Lady X sogar packen können. Wäre ich eine Minute früher nach draußen gegangen, wäre es mir vielleicht gelungen. So aber hatte sie uns mal wieder einen Streich gespielt.

Ich lief denselben Weg zurück und sah Myxin im Eingang des Wagens stehen.

In meinem Gesicht las der Magier, was geschehen war. »Du also auch nicht?« fragte er.

»Leider.«

»Na denn…«

Weiter konnten wir uns nicht verständigen, denn wir waren im Nu von Menschen umringt. Jeder wollte etwas sagen, und alle sprachen durcheinander.

Ich faßte Myxin am Arm. Zusammen mit ihm ging ich die Holztreppe hoch, und wir betraten den Wagen.

Ein schaurig klingender Klagegesang Azucenas empfing uns. Das Bild, das ich nach meinem Eintritt zu sehen bekam, versetzte mir einen Schock.

Azucena kniete etwa in der Mitte des Wagens auf dem Boden. Ihr Rock spannte sich dabei über die mageren Oberschenkel und bildete zwischen ihnen eine Mulde, in die sie den Kopf des toten Tassilo gebettet hatte.

Der Tote lag mit seinem Körper auf dem Boden. Anne und Beine so von sich gestreckt, als würden sie nicht mehr zu ihm gehören. Auch sein Gesicht war blutig, und der dunkle Lebenssaft näßte den Stoff des Rockes, auf dem sein Kopf lag.

Hier erlebten wir eine echte und gleichzeitig tiefe Trauer, ebenso tief wie der Schmerz, den diese alte Frau empfand.

Wir blieben stehen, weil wir einfach nicht weitergehen konnten. Jeder Schritt kam uns wie eine Störung vor, und ich saugte die Laute der Klage auf wie ein trockener Schwamm das Wasser, wobei es mir kalt den Rücken hinabrann.

Plötzlich verstummte Azucena.

Von einem Augenblick zum anderen geschah dies, und die Stille des Todes breitete sich innerhalb des kleinen Wohnwagens aus. Auch die Menschen draußen, die durch die offene Tür mit ihren bleichen Gesichtern hereinstarrten, wagten nicht einmal zu atmen.

Sie schienen in der Kälte erstarrt zu sein. Manche Hand, die ein Kreuzzeichen hatte schlagen wollen, war auf halbem Weg stehengeblieben, so daß die Menschen mehr an Figuren erinnerten.

Allmählich nur hob Azucena den Kopf. Sie blickte nach vorn, und sie schaute uns dabei an.
»Wir haben versagt«, sagte sie.
Drei Worte nur. Doch eine Anklage, die mich sehr hart traf. Sie wirkten wie Schläge, die gegen mich geführt worden waren, und die Worte waren um so schlimmer, als daß sie von dieser alten Frau gesprochen wurden.
Drei Worte, die mich fertigmachten.
Sollte ich mich verteidigen? Nein, ich wäre mir irgendwie lächerlich vorgekommen. Es gab da nichts zu sagen, ich hätte ihr keinen Trost spenden können, denn sie hatte nicht nur Tassilo verloren, sondern auch den zweiten der Vampir-Drillinge.
Ambiastro gab es jetzt nur noch einmal! Lady X hatte ihr Ziel fast erreicht.
Ich wandte meinen Blick von Azucena ab und schaute dorthin, wo die Reste lagen.
Die Scott hatte den mumienhaften Vampir aus dem alten Atlantis regelrecht zerschossen. Die Trümmer und Reste seiner Gestalt lagen überall verstreut. Seltsamerweise war der Schädel jedoch unversehrt.
Ich sah ihn am Tischbein liegen, und in den Augenhöhlen erkannte ich diese geleeartige Masse, die sogar lebte.
Ich machte Myxin darauf aufmerksam.
Der kleine Magier überlegte einen Augenblick und reagierte erst dann.
Zunächst einmal rein akustisch. »Das kann etwas bedeuten«, flüsterte er.
»Und was?«
Myxin lächelte. »Ich versuche die ganze Zeit über mich zu erinnern. Die Augen sind nicht zerstört. Weshalb nicht?«
»Kannst den Schädel ja mal fragen.« Diese Worte waren so einfach dahingesagt, für Myxin allerdings waren sie eine ernste Sache. »Das mache ich auch, John. Sieh nur, wie sich der Mund bewegt.«
Ich ging etwas näher heran. In der Tat bewegten sich die beiden Kiefer des Schädels, als wollte uns der Kopf etwas mitteilen. Einen Laut hörten wir jedoch nicht.
»Das hat doch etwas zu bedeuten«, sagte ich. »Myxin, befasse dich mal näher mit dem Kopf.«
»Gib mir die Kreide!«
»Welche?«
»Die magische natürlich.« Myxin streckte bereits seinen Arm aus und hielt mir die offene Handfläche entgegen.
Als er die Kreide von mir bekommen hatte, erkundigte ich mich, was er vorhatte.
»Ich möchte ihn irgendwie magisch einkreisen, damit ihn keine

anderen Strömungen ablenken. Vielleicht hat er uns wirklich eine Botschaft mitzuteilen.«

»Versuch es. Ich drücke dir die Daumen.«

Myxin bewegte sich vorsichtig auf den Schädel des Ambiastro zu. Er war sehr gespannt, das sah ich seinem Gesicht an, in dem sich nichts bewegte.

Natürlich hatten sich die Zuschauer nicht zurückgezogen. Dafür waren sie viel zu neugierig. Sie standen an der Tür, starrten in den Wagen und schauten zu uns.

Auch die alte Azucena hatte aufgehört zu weinen. Sie wollte ebenfalls sehen, was der Magier aus Atlantis vorhatte.

Myxin blieb vor dem Schädel stehen und bückte sich. Er hütete sich, ihn zu berühren, streckte nur den rechten Arm aus, in dessen Hand er die magische Kreide hielt.

Es ist keine normale Schulkreide. Diese Kreide besteht aus Tierfetten und Salben, die speziell angefertigt werden und sich einer weißmagischen Beschwörung unterziehen müssen.

Würde sie auch auf den Schädel reagieren, der so viele tausend Jahre alt war?

Mit der Kreide berührte Myxin den Boden. Ich rechnete damit, daß er einen Kreis zeichnen würde, es war ein Irrtum. Er zeichnete ein Dreieck, daß an eine Pyramide erinnerte.

Es war auch eine Pyramide.

Damit lag auf der Hand, daß er eine Magie anwenden wollte, die es schon in Atlantis gegeben hatte. Und eine Pyramide hatte auch bei der Enträtselung des Kreuzes eine Rolle gespielt, denn die Pyramide des Wissens hatte mich durch die Zeiten transportiert.

Während Myxin zeichnete, sprach er auch. Es waren abermals Worte, die ich noch nie zuvor gehört hatte. Myxin beherrschte die alten Sprachen noch, und das war unser Glück. So konnte er vieles enträtseln, was für mich unverständlich geblieben wäre.

Der Schädel bewegte sein Maul noch immer. Ich hörte nichts, die Magie griff nur allmählich ein.

Der Schädel nahm langsam eine andere Farbe an. Die der magischen Kreide übertrug sich auf ihn. Das Hellgrün des Kopfes ging zurück, und ein rötlicher Schimmer nahm von dem Schädel Besitz.

Atemlos schaute ich zu und hörte das Zischen.

Jetzt redete der Schädel. Er zischte Myxin die Worte entgegen. Für uns waren sie nicht zu verstehen, der kleine Magier hörte gespannt zu und nickte.

Er stellte noch eine Frage, die er ebenfalls beantwortet bekam. Kaum hatte der Schädel die kehligen Worte »ausgespuckt«, als es mit ihm vorbei war.

Der Rest fiel zusammen.

Im Nu hatte er sich aufgelöst, und zurück blieb ein mehliger Staub innerhalb der aufgezeichneten magischen Pyramide.

Das war alles, was noch an Ambiastro erinnerte.

Mehr nicht…

Myxin erhob sich. Er kam auf mich zu und gab mir die magische Kreide zurück.

Gespannt schaute ich ihn an. »Was hat er gesagt?«

»Er erwähnte oft das Orakel von Atlantis.«

»Und?«

»Irgendwie muß es mit dem Würfel des Unheils zusammenhängen. Ich kann mir aber selbst nicht vorstellen wie.«

»Sonst hat er nichts gesagt?«

»Doch, da war noch etwas. Er redete auch von einer Insel. Sie soll Sedonis heißen.«

»Sedonis?« murmelte ich, und schüttelte den Kopf. »Nie gehört den Namen. Du vielleicht?«

»Nein«, sagte Myxin.

»Vielleicht fragen wir mal die alte Azucena.«

»Das wollte ich dir eben vorschlagen.«

Die Zigeunerin saß nicht mehr auf dem Boden. Sie hatte auf der Couch ihren Platz gefunden und starrte ins Leere. Ich berührte sie an der Schulter. Sie mußte es bemerkt haben, reagierte jedoch nicht, sondern schaute weiterhin in unbekannte Fernen.

»Azucena«, sprach ich sie an, und meine Stimme war drängend geworden. »Bitte, Azucena, hören Sie mich an!«

Erst jetzt reagierte sie und drehte langsam den Kopf, als wäre sie aus einem tiefen Traum und nach langem Schlaf endlich erwacht. »Was ist denn?«

»Ich muß Ihnen leider einige Fragen stellen«, sprach ich leise.

»Wollen Sie versuchen, mir diese zu beantworten?«

»Ja, reden Sie.«

»Wer oder was ist Sedonis.«

Sie zuckte zusammen, als sie den Namen hörte, und hob sofort ihren Kopf, um mich anzuschauen. »Woher haben Sie es?«

»Dann kennen Sie Sedonis?«

»Ja.«

»Ist es eine Insel?«

»Es ist die, die wir oder die ich besucht habe. Dort fanden wir die alten Tafeln.«

»Die dort noch liegen?«

»Ja. Sie berichteten von Ambiastro. Sie zeigten uns den Weg, und wir fanden die drei Steinsärge mit ihren Leichen. Zwei sind tot, aber einer lebt noch.«

»Gab es sonst noch etwas auf der Insel?« hakte ich nach.

»Nein.«
»Und wo finden wir sie?«
»Sehr weit weg. Sie liegt im Meer…«
»Aber ihr seid auch hingekommen.«
»Sicher. Mit dem Boot, doch ich möchte es nicht noch einmal machen. Stürme und Wind haben es uns…« Sie redete nicht mehr weiter, sondern begann wieder zu weinen.
Ich wandte mich ab. »Hier werden wir nichts mehr erreichen können«, sagte ich zu Myxin. »Komm, laß uns wieder gehen. Noch lebt der dritte der Vampire.«
»Und den brauche ich lebend«, erklärte Myxin. »Ich will endlich wissen, ob sie das Gegenmittel für den Todesnebel kennen und ob es so etwas überhaupt gibt.«
»Ja, da bin ich auch gespannt.« Bevor wir endgültig verschwanden, redete ich noch einmal mit Azucena. Ich machte ihr klar, daß wir eventuell zurückkehren würden.
Sie nickte nur.
Als ich mich noch einmal nach der Adresse des Leichenhauses erkundigte, antwortete sie mit tonloser Stimme.
»Ich hoffe nur, daß wir vor Lady X da sind«, sagte ich zu Myxin draußen im Schnee stehend.
»Bei den Straßen!«
Ich lächelte. Myxin hatte wahrscheinlich noch etwas hinzufügen wollen, nun hielt er den Mund.
»Wir brauchen ja nicht unbedingt den Bentley zu nehmen«, erklärte ich. »So wie du und Kara reisen, ist es auch nicht schlecht — oder?«
»Denkst da an den magischen Sprung?«
»Sicher.«
»Und dein Wagen?«
»Den klaut schon keiner. Komm, wir haben keine Zeit! Lady X ist bestimmt schneller.«
Myxin war einverstanden. Nur wollte er den magischen Sprung nicht genau dort durchführen, wo wir standen. Es waren ihm zu viele Zuschauer anwesend. Er bat mich, ein wenig zur Seite gehen zu dürfen.
Dagegen hatte ich nichts.
Wir bauten uns hinter einem Wagen auf. Ich wußte selbst, daß es Myxin noch immer schwerfiel, diesen Sprung durchzuführen, denn so etwas kostete Kraft. Kara, der Schönen aus dem Totenreich, fiel dies wesentlich leichter.
Etwas lenkte mich ab.
Von irgendwoher hörte ich das Stöhnen. Ich hatte mich bereits auf den Sprung konzentriert, als es an meine Ohren drang und mich regelrecht aufschreckte.

»Was war das?« Die Frage stellte ich automatisch und brachte Myxin damit aus der Ruhe.

»John, ich kann mich nicht konzentrieren. Du mußt schon…«

Eine Handbewegung meinerseits brachte ihn zum Schweigen. Erst jetzt merkte Myxin, daß ich ihn nicht ohne Grund ablenken wollte.

»Was ist denn?«

»Da hat jemand gestöhnt.«

»Und wo?«

»Das möchte ich erst noch herausfinden. Bleib du aber hier und konzentriere dich weiter. Ich werde mal nachsehen.«

Wir hatten uns zwischen den Wagen aufgebaut. Das heißt, hinter uns befanden sich die Wohnwagen, während vor uns die Zugfahrzeuge standen. Zumeist große Limousinen älterer Baujahre.

Ich lauschte, doch das Stöhnen wiederholte sich nicht. Zudem waren die Stimmen der Zigeuner zu laut geworden. Die Frauen begannen schon mit Klagegesängen für den Toten.

Ihr Heulen jagte mir einen Schauer über den Rücken. Nach meinen Erlebnissen wollte ich dem Geräusch unbedingt auf den Grund gehen, denn normalerweise hätte ich mich darum nicht gekümmert, so aber konnte es unter Umständen mit unserem Fall zu tun haben.

Obwohl sich zahlreiche Zigeuner vor ihren Wagen befanden, hatten sie die Türen der fahrbaren Behausungen geschlossen. Es sollte keine Wärme entweichen. Deshalb fiel mir auf, daß eine Tür offenstand. Es war die, die ich soeben passieren wollte.

Das machte mich mißtrauisch.

Sofort blieb ich stehen.

In den Wagen hineinzuschauen, brachte nicht viel, denn dort brannte kein Licht. Durch die Fenster mit den Vorhängen sickerte nur eine graue Brühe, die kaum etwas erhellte.

Dieser Wagen interessierte mich, denn ich war mir sicher, daß aus ihm das Stöhnen gedrungen war. Die drei Stufen der kleinen Treppe überwand ich mit einem Schritt, stand vor der Tür und drückte sie nach innen.

Jetzt fiel mehr Licht in den Wagen, und mein Herz übersprang vor Schreck fast einen Schlag, als ich das Kind auf dem Boden liegen sah.

Es war ein kleines Mädchen mit pechschwarzen Haaren. Im ersten Augenblick wirkte es wie tot. Mein Magen zog sich zusammen. Ich eilte auf die Kleine zu, bückte mich, und meine Finger fuhren über das blasse Gesicht mit den geschlossenen Augen.

Die Haut war warm, und ich spürte auch das Zucken der Halsschlagader.

Das Kind lebte.

Aber hatte es gestöhnt?

Wohl kaum, denn ein kindliches Stöhnen hätte sich auf alle Fälle

anders angehört.

Nein, da mußte noch etwas anderes dahinterstecken, und mir wurde bewußt, daß dieser Wagen auch eine Falle sein konnte.

Im nächsten Moment bekam ich die Gewißheit, denn hinter mir war ein Geräusch aufgeklungen.

Schon verdammt nahe. Ich brachte den Laut mit den Schritten in Verbindung, warf mich gleichzeitig zur Seite und drehte mich noch in der Bewegung herum.

Deshalb verfehlte mich der Hieb.

Er war mit einem Knüppel geführt worden, und diese Waffe befand sich in der Hand eines alten Mannes, dessen verzerrtes Gesicht wie ein geisterhafter Fleck leuchtete.

Die Schlagwaffe hatte mich verfehlt, der Knüppel schrammte über den Boden, der Alte grunzte wütend und wollte sich herumwerfen. Ich trat im Liegen zu, erwischte ihn auch, so daß er zurückgeschleudert wurde, auf einen Stuhl krachte und diesen kurzerhand mit umriß.

Kaum hatte er den Boden berührt, als er sich mit einer für sein Alter unwahrscheinlichen Geschmeidigkeit wieder erheben wollte, um mich erneut zu attackieren.

Diesmal ließ ich ihm keine Chance, denn ich hatte etwas Schreckliches an ihm festgestellt.

Er war zu einem Vampir geworden!

Aus seinem Oberkiefer wuchsen zwei spitze Zähne. Das Gesicht war verzogen, in den Augen stand die Gier nach meinem Blut, da jedoch sollte er sich geschnitten haben.

Das Kreuz wollte ich nicht nehmen, die Beretta ebenfalls nicht, sondern den Dolch.

Ich riß ihn hervor.

Der alte Vampir schien zu ahnen, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte, er ächzte voller Angst, beugte seinen Oberkörper nach hinten und hob einen Arm angewinkelt an, um ihn als Deckung vor sein Gesicht zu halten.

Ich warf noch nicht, denn dieser Bluttrinker sollte mir zuvor noch Auskünfte geben.

»Wer war es?« fuhr ich ihn an. »Wer hat dich zum Vampir gemacht? Los, gib Antwort!«

»Ich…ich…« Er konnte vor Angst kaum sprechen und mußte mit ansehen, wie ich schwungvoll auf die Füße kam und dicht vor ihm stehenblieb, so daß er genau auf die Dolchklinge schauen konnte und wahrscheinlich schon die Ausstrahlung dieser geweihten Waffe spürte.

»Rede! War es eine Frau?«

»Ja…«

Da wußte ich Bescheid. Lady X hatte sich für diese Tat verantwortlich gezeigt. Ich schaute den Vampir genauer an. Er stand

in einer Schräglage vor mir. Sein Hals war gestrafft, und dort sah ich auch die beiden roten Flecken, die der Vampirbiß hinterlassen hatte.

Dann stieß ich zu.

Ich tat es nicht gern, aber es gibt nun mal keine andere Möglichkeit, um Vampire zu erlösen. Seit altersher waren es dieselben Methoden, daran hatte sich nichts geändert, und der Stich mit dem Dolch traf ihn dorthin, wo sein nicht mehr schlagendes Herz saß.

Der Alte starb.

Mit einem Ruck zog ich die Klinge aus dem Körper. Ich sah den Vampir zusammenbrechen. Er fiel zuerst gegen den Tisch, dann auf ihn. Sein Mund war weit geöffnet. Die Zunge hing ein Stück hervor, und ein dünner Blutfaden rann über sie, berührte die Unterlippe und sickerte am Kinn entlang.

Ich drehte mich um, denn ich wollte nichts mehr sehen. Das kleine Mädchen nahm ich auf die Arme. Mit ihm zusammen verließ ich den Wagen.

Draußen erwartete mich Myxin. »Ich wollte gerade reinkommen«, sagte er, »was hat es gegeben?«

Mit dünnen Worten berichtete ich ihm. »Und das Kind?«

»Ist okay.«

Erleichterung zeichnete sich auf dem Gesicht des kleinen Magiers ab.

Ich aber ging mit der Kleinen zu den anderen. Als sie mich sahen, die meisten hatten sich um die Feuerstelle versammelt, schienen ihre Gesichter einzufrieren, denn im ersten Augenblick sah es wirklich so aus, als wäre das Kind tot.

Eine noch junge Frau rannte schreiend auf mich zu und rief immer wieder: »Rita, Rita…«

Sie wollte mir das Kind aus den Armen nehmen. Ich beruhigte sie.

»Es ist nicht tot. Ihr Kind lebt!«

Jetzt kamen auch die anderen, umringten mich, und ich mußte erzählen. Die Zigeuner waren entsetzt, als sie hörten, was sich in ihrem Lager abgespielt hatte.

Keiner wußte, was er tun sollte, bis ich vorschlug, den Toten zu begraben.

Die Zigeuner ließen sich nicht darauf ein. Sie wollten eine Trauerfeier abhalten, und irgendwie konnte ich das sogar verstehen. Myxin und ich hatten leider viel Zeit verloren, denn ich ahnte inzwischen, daß es wieder um Minuten gehen würde.

»Schaffst du es noch?« fragte ich den kleinen Magier.

»Komm mit!«

Wir verschwanden, und Myxin spielte seine magischen Kräfte aus. Nur ein Hund schaute uns zu. Als wir vor seinen Augen verschwanden, da bellte er wie verrückt…

***

Susan Water hatte noch eine Galgenfrist bekommen. Der Vampir war die Treppe hochgehuscht, weil er wissen wollte, was sich an der Tür abspielte.

Das Mädchen lag rücklings auf dem breiten Sargdeckel Allmählich ebbte das Zittern ihrer Glieder ab, sie atmete die verbrauchte, feuchte Luft durch den offenen Mund ein und richtete sich schließlich auf.

Auf dem Sarg blieb sie hocken. Dabei überlegte sie, ob sie nicht auch wieder nach oben laufen sollte, um die Flucht zu wagen. Vielleicht war jemand da, der ihr die Tür öffnete, dann sah sie ihren Vater und kam zu der Überzeugung, daß sie ihn nicht allein lassen durfte. Mochte er sein, wie er wollte, auf irgendeine Art und Weise hatte er sich heldenhaft für seine Tochter eingesetzt, als es gegen den Blutsauger ging, und das vergaß das Mädchen nie.

Wenn sie floh, dann mit ihm zusammen.

Charly Water lag auf dem Boden. Er war fertig, nicht nur von den Schlägen, auch der Alkohol hatte ihn ausgelaugt. Normal konnte er sicherlich nicht reagieren, wenn, dann waren seine Bewegungen langsam und träge. Es machte sich nun bemerkbar, daß er seine Gesundheit durch die Trinkerei völlig zerstört hatte.

»Dad!« Susan sprach ihn an. Sie beugte dabei ihren Oberkörper vor, ohne den Sarg zu verlassen.

Ein Grunzen war die Antwort.

Das Mädchen kannte es. So reagierte ihr Vater nur, wenn er ziemlich betrunken war. Er bekam zwar mit, daß jemand etwas von ihm wollte, aber er sagte dann kaum etwas.

Susan sprang vom Sarg. Sie schritt auf ihren Vater zu und bückte sich, um ihn zu berühren.

»Laß mich doch!« Er sprach mit schwerer Stimme.

»Daddy, sei doch nicht verrückt. Wir müssen etwas tun. Wir können nicht in diesem Keller bleiben.«

»Ich…ich…«

»Reiß dich zusammen!« Sie schüttelte ihn, hörte sein unwilliges Schnauben, und erst jetzt kam er allmählich zu sich, denn er bequemte sich, seinen Kopf zu heben.

Glasige Augen starrten das Mädchen an. Aus seinem Mundwinkel rann Speichel. Das Grinsen auf dem Gesicht wirkte dümmlich, und Susan zog sich zurück.

Sie kannte ihren Vater. Wenn er so aussah, war mit ihm nichts mehr anzufangen. Deshalb ließ sie ihn und ging kopfschüttelnd zurück, während die brabbelnden Worte des Mannes sie noch verfolgten und sie nur »schlafen« verstand.

Hätte sie doch nur den Schlüssel gehabt!

An der Treppe blieb sie stehen und schaute die Stufen hoch. Oben war es fast still geworden, so daß sie schon glaubte, die Besucher

wären wieder abgezogen.

Plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie dachte an den Inspektor, den sie hergebracht hatte, und auch daran, daß dieser Mann in einem geschlossenen Sarg lag.

Susan bekam Angst. Ihr Herz hämmerte schneller. Der Mann lag schon ziemlich lange in der Totenkiste, und er konnte längst erstickt sein. Sie zitterte, als sie sich umdrehte, auf den Sarg zulief und den Deckel hochhievte.

Da lag er nun.

Gekrümmt, mit angezogenen Beinen, und er wirkte so, als wäre kein Leben mehr in ihm.

»Inspektor!« Susan flüsterte das Wort scharf, wobei sie sich über das offenstehende Unterteil beugte.

Suko rührte sich nicht.

Sie faßte nach der Schulter des Chinesen. Heftig rüttelte und schüttelte sie ihn durch, er mußte doch reagieren, denn er durfte nicht tot sein.

Nichts tat sich.

Susan schluckte auf, und hörte plötzlich von oben her einen irren und wütenden Schrei.

Sie fuhr so heftig herum, daß der Deckel wieder zuklappte und auf dem Sarg liegenblieb.

Aus geweiteten und angstvollen Augen starrte sie die Treppe hoch und fragte sich, was an ihrem Ende geschehen war…

***

Myxin hatte es fantastisch gemacht und sich genau auf unser Ziel konzentriert.

In der Delaware Street war unsere magische Reise beendet, und wir entstanden wie aus dem Nichts.

Ich hatte von dieser »Reise« nicht viel mitbekommen. Nur ein leichtes Schwindelgefühl hielt mich noch umklammert, als ich endlich auf dem Gehsteig stand und den Taumel aus meinem Kopf zu verdrängen suchte.

»Geht es dir gut?« vernahm ich die ruhige Stimme des Myxin.

»Ja, so einigermaßen.«

»Okay, dann wollen wir.«

Ich schaute mich um. Glücklicherweise hatten keine Passanten mitbekommen, wer da eingetroffen war, wir befanden uns ziemlich allein auf weiter Flur, mal abgesehen von den Wagen, die über die Fahrbahn rollten.

Wo befand sich das Leichenhaus?

Diese Frage stellte ich auch dem kleinen Magier, und er deutete schräg nach vorn.

Indem ich seinem Blick folgte, sah ich das Gebäude. Es war praktisch mit eingegliedert in die hohe Friedhofsmauer. Ein alter Bau aus Ziegelsteinen, die mittlerweile eine graue Farbe angenommen hatten.

Das Haus strahlte eine gewisse Solidität aus. Nichts deutete daraufhin, daß sich in seinem Innern etwas Schreckliches abspielen konnte.

»Sehen wir nach«, schlug ich vor.

Eine Tür befand sich an der Hinterseite. Sie war verschlossen, was ich beim Herunterdrücken der Klinge feststellte.

»Vorn herum?« fragte Myxin.

Ich schüttelte den Kopf. »Du hättest dich auch ruhig in das Leichenhaus teleportieren können«, beschwerte ich mich.

»Damit hast du meine Frage noch nicht beantwortet.«

Ich warf einen Blick an der Mauer hoch. Wenn wir sie überkletterten, wäre das bestimmt aufgefallen, und so etwas wollte ich auf jeden Fall vermeiden. Bestimmt gab es einen offiziellen Eingang. Bis wir ihn erreicht hatten, verging Zeit, und die besaßen wir nun nicht mehr.

Das erklärte ich auch Myxin, der es einsah.

»Wir versuchen es hier«, sagte ich, nahm etwas aus der Tasche, was sehr dünn war und etwa die Länge eines Kamms besaß. Ein Einbrecherwerkzeug, das von den Technikern der Polizei entwickelt worden war und fast jedes normale Schloß knackte.

Mit so einem hatten wir es hier zu tun.

Ich bückte mich, schob den Stab in das Schloß und werkelte herum.

Ein paarmal kratzte es, ich hörte auch metallen klingende Geräusche und etwas schnacken.

»Ich glaube, es ist offen.«

Als ich mich aufrichtete, versuchte es Myxin. Er drückte die Klinke nach unten, die Tür öffnete sich eine Handspanne, den Rest hielt ein quer angebrachter Riegel.

»Shit.«

»Dann mit Gewalt«, sagte Myxin.

Wir schauten uns noch um. Passanten waren nur weit entfernt zu sehen, und die Autofahrer interessierten sich bestimmt nicht dafür, was außerhalb der Straße passierte.

Wir nahmen Anlauf.

Beide wuchteten wir uns gegen die Tür, hörten die dumpfen Geräusche und waren sauer, daß jetzt die gewarnt waren, die sich im Leichenhaus befanden.

Die Tür zitterte, sie bebte, aber sie hielt sich, und wir mußten einen zweiten Anlauf nehmen.

Beim dritten knirschte das Holz der Tür, der Riegel schien zu federn, und dann hatten wir es geschafft. Die Tür war gesprengt, wir konnten das Leichenhaus betreten.

Betreten war gut, denn der Schwung katapultierte uns nicht nur nach vorn, sondern auch in einen Gang hinein, an dessen Ende wir einen Raum erkannten, der vom Licht einer Leuchtstoffröhre ausgeleuchtet wurde.

Ihn nahmen wir uns als ersten vor. Während Myxin die Tür wieder anlehnte, betrat ich mit schußbereiter Beretta den Raum. Ich fand einen Toten.

Der alte Mann lag auf dem Tisch und sollte wohl vor seiner Einsargung noch gewaschen werden. Er bot wirklich kein schönes Bild, und ich wandte meinen Blick sehr bald von ihm ab.

Myxin war im Durchgang stehengeblieben. »Und?«

»Nichts. Keine Spur von Ambiastro.«

Er nickte, stand aber im selben Moment noch starr. Wenn Myxin diese Haltung angenommen hatte, wußte ich, daß etwas im Busch war. Sein Gesicht zeigte auch einen gespannten Ausdruck, und ich fragte ihn:

»Was ist geschehen?«

»John, da lauert jemand.«

Ich ging zu ihm. »Wo?«

»Keine Ahnung, ich spüre es nur. Warte mal.« Er hielt mich mit ausgestrecktem Arm ab, ging wieder zurück in den Gang und wandte sich nach rechts, wo nicht nur eine Nische lag, sondern auch der Beginn einer nach unten führenden Treppe zu sehen war.

Zwei vorsichtige Schritte ging er noch. Da hatte er genau die Distanz, die der Angreifer wollte.

Aus der düsteren Nische schoß er buchstäblich auf den kleinen Magier zu. Es mußte der Vampir sein. Auch wenn ich ihn nicht in allen Einzelheiten erkennen konnte, eine andere Möglichkeit kam für mich nicht in Frage.

Im Gegensatz zu den anderen beiden trug er Kleidung. Dunkle Kleidung. Sie machte sein Gesicht noch bleicher, und ich glaubte auch, einen grünen Schatten auf der Haut zu sehen.

Wie ein Tiger ging er dem kleinen Magier an die Kehle.

Myxin war zwar gewarnt worden, doch der Angriff kam so überraschend, daß es ihn umhaute. Der Boden wurde ihm unter seinen Füßen weggerissen, er krachte auf den Rücken, und Ambiastro war über ihm.

Er fauchte dabei wie eine gereizte Katze, dabei wollte er noch seinen Kopf vorstoßen, um Myxin seine Zähne irgendwo in den Hals zu schlagen, das wiederum gefiel mir überhaupt nicht.

Mit einem gewaltigen Tritt schaufelte ich ihn von dem kleinen Magier weg und damit zur Seite. Er schlug gegen die Gangwand, aber er war längst nicht erledigt.

Ich hätte ihn ausschalten können, auch Myxin mit meiner Magie. Nur

hätte uns das nichts geholfen. Wir waren froh, daß er als letzter der Vampir-Drillinge noch existierte und Lady X sich ebenfalls nicht in der Nähe zeigte.
Wie ein Gummimännchen sprang er wieder auf die Füße. Er steckte voller Energie und Tatkraft und wollte auch mich angreifen, doch ich ließ ihn in die Mündung der Waffe schauen und sagte lächelnd, aber mit scharfer Stimme: »An deiner Stelle würde ich es lassen. Die Pistole ist mit geweihten Kugeln geladen, vielleicht töten sie dich.«
Dieses vielleicht hatte ich bewußt hinzugesetzt, denn ich war mir selbst nicht sicher, da Ambiastro aus Atlantis stammte, wo völlig andere magische Gesetze existierten.
Sicher, die Scott hatte einen seiner Brüder auch mit geweihten Silberkugeln erledigt, aber ihr war es gelungen, das Mumien-Skelett regelrecht zu zerschießen, das wollte ich hier nicht ausprobieren.
Ambiastro zögerte in der Tat. In seinem bleichen grünlichweißen Gesicht zuckte es, und als er Myxin richtig sah, da schien er nachzudenken.
Kam die Erinnerung?
»Feinde!« quetschte er plötzlich hervor. »Ihr seid Feinde. Ihr wollt mich vernichten, auf euch habe ich gewartet, aber ich werde…« Er sprach nicht weiter, sondern griff an.
Diesmal störte er sich nicht auf die drohend gegen ihn gerichtete Waffe, denn nun wollte er mir an den Kragen. Noch im Sprung fing er sich einen Hieb mit dem Beretta-Lauf, den er eiskalt wegsteckte. Er wurde nur wieder zurückgeworfen, krachte gegen die Wand, breitete dort seine Arme aus und stieß einen gellenden Wutschrei aus, wobei heller Schaum vor seinen Lippen sprühte.
Den Vampir mußte man wirklich erst zur Räson bringen. Ich steckte sogar die Waffe ein. Myxin stand neben mir und schaute fasziniert zu, wie ich ihn mit bloßen Fäusten anging.
Ein Karatehieb hatte soviel Wucht, daß mein Gegner genau vor meinen Füßen auf die Knie geschleudert wurde. Als er dennoch mit ausgestreckten Armen meine Beine in Höhe der Knie umfassen wollte, riß ich ihn hoch, wunderte mich über sein Gewicht und drehte mich nach links auf den offenen Treppenschacht zu.
Ich war es leid.
Noch einmal hob ich ihn hoch, holte aus, bevor ich ihn die Treppe hinunter schleuderte.
Da die Stufen in einem weit geschwungenen Halbkreis hinunterführten, blieb es nicht aus, daß auch der Vampir gegen die Wand prallte, von dort nach unten fiel, auf die Kanten tickte, noch soviel Schwung hatte, daß er weiter geschleudert wurde und die Treppe hinunterwirbelte wie ein lebloser Gegenstand.
Zwar versuchte sich der Vampir noch zu fangen, er wollte sich

festkrallen, aber das war nicht möglich. Obwohl das Gestein eine rauhe Oberfläche zeigte, gelang es dem Blutsauger nicht, den nötigen Halt zu finden.

Er ließ die gesamte Treppe hinter sich, überschlug sich sogar noch am Ende der Stufen und blieb erst einmal vor Überraschung geschockt liegen.

Er lag auch noch so, als ich die Stufen hinunterrannte, wobei sich Myxin dicht hinter mir hielt und ich im nächsten Augenblick ebenfalls überrascht stehenblieb, denn mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht damit, ein Mädchen hier vorzufinden.

Es hatte sich vor drei schwarzen Särgen aufgebaut und schaute mich mit einem Blick an, der völliges Unverständnis ausdrückte und auch eine gewisse Leere.

Myxin glitt an mir vorbei. Er kümmerte sich um einen Mann, der am Boden lag und unverständliches Zeug vor sich hin brabbelte, so daß ich das Gefühl bekam, es mit einem Betrunkenen zu tun zu haben.

Das merkte ich auch an der Schnapsfahne, die mir entgegenwehte.

Ich saugte die Luft tief ein. Da dem Mädchen und auch dem Mann äußerlich nichts angetan worden war, konnte ich mich um den Vampir kümmern.

Ich war auf der letzten Stufe stehengeblieben. Ließ sie jetzt hinter mir und sah, daß der Blutsauger dennoch Angst vor mir hatte, denn er kroch zurück.

Wie eine Schlange wand er sich, hatte den Kopf ein wenig angehoben und starrte mich an. Dabei waren seine Augen weit geöffnet, der Mund ebenso, und ich sah die spitzen Vampirzähne.

Weshalb er plötzlich die Angst besaß, war leicht zu erklären. Ich hatte zwischenzeitlich mein Kreuz über den Kopf gestreift und hielt es in der rechten Hand, während ich die Beretta in die linke gewechselt hatte.

Ich ließ ihn erst einmal in seiner Angst. Er sollte sie spüren, zittern und jammern, erst dann wollte ich zuschlagen, wobei ich das nur im übertragenen Sinne meinte.

Die Mauer hielt ihn auf. Sie stand im rechten Winkel zu den schwarzen Särgen. Auch das Mädchen hatte es nahe der Totenkisten nicht mehr ausgehalten, es war so weit zurückgewichen, daß es dem Vampir gegenüberstand und ihn beobachtete, wobei Myxin noch leise und beruhigend auf es einredete.

Ich stoppte ebenfalls meinen Schritt, schaute den Vampir an und befahl ihm, hochzukommen.

»Du willst mich töten, nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht, denn du bist Ambiastro.«

Er zuckte zusammen und schien seinen Kopf zwischen die Schulter zu

ziehen. »Ja, der bin ich in der Tat. Woher kennst du mich?«
»Ich kannte deine Brüder.«
Er verstand mich richtig. »Wieso kannte? Leben Sie nicht mehr?«
»Nein!«
Er reagierte nicht sofort. Für einige Sekunden saß er da wie angefroren. Schließlich hob er die Schultern und ballte seine knochigen Hände. »Das kann ich nicht begreifen, nein, das ist zuviel…«
»Es stimmt aber.«
»Wie?« schrie er. »Wie war es möglich? Wir haben uns doch getrennt. Extra getrennt, damit sie uns nicht erwischte.«
»Wer ist sie?«
»Auch ein Blutsauger. Ein weiblicher. Lady X nennt sie sich. Sie hat den Würfel, und sie hat auch erfahren, daß es uns gelungen ist, ein Mittel gegen den Todesnebel zu finden. Das alles weiß sie genau.«
»Du kennst das Mittel?«
»Ich habe es nicht vergessen.«
»Auch wir suchen es. Vor allen Dingen er, Myxin.« Ich drehte mich um und schaute dorthin, wo der kleine Magier stand.
Myxin hatte seinen Platz verlassen. Mit unhörbaren Schritten kam er auf mich zu, und er hielt etwas in der Hand, das ich erst bei näherem Hinsehen als einen Pfahl erkannte, der vorn zugespitzt war. Im ersten Moment erinnerte er mich an die Waffe des Vampirjägers Marek, doch der Mann lebte in Rumänien, wie sollte sein Eichenpfahl hier nach London gelangen?
Myxin klärte mich rasch auf. »Ich habe ihn gefunden«, sagte er mit leiser Stimme. »Er lag in einer Ecke des Kellers, und ich weiß nicht, wie er dorthin gekommen ist.«
»Sie auch nicht?« wollte ich von dem Mädchen wissen.
»Nein!« lautete die schwache Antwort.
Da meldete sich der Betrunkene. Er schien eine Phase der Nüchternheit erwischt zu haben, denn er hatte unserem Dialog folgen können. »Ich habe ihn gemacht«, erklärte er uns in einem brabbelnden Tonfall. »Heimlich, als er nichts sah. Ich wollte mich, wenn es hart auf hart kommt, wehren können. Ich wollte…ach, shit, ist ja alles egal.«
Jetzt wußten wir einigermaßen Bescheid. Der Pfahl allerdings kam uns wie gerufen. Wenigstens mir, denn ich hatte eine Idee. Als Myxin stehenblieb, schaute ich mir den Holzpfahl genau an und erkannte, daß die Länge für meinen Plan genau paßte. Der Betrunkene hatte instinktiv das Richtige getan.
»Darf ich mal sehen?« fragte ich Myxin und steckte die Beretta weg, um den Pfahl entgegenzunehmen.
»Ja, bitte…«
Ich schaute ihn an, verglich ihn mit dem am Boden sitzenden und mit

dem Rücken an der Wand lehnenden Vampir.

Wenn mich nicht alles täuschte, mußte er genau passen. Zudem befand sich zwischen dem Ende der Treppe und den drei Särgen im Boden ein loser Stein, wobei er in seiner Größe schon mehr mit einer Platte zu vergleichen war.

Als ich sie anhob, entstand ein großer Spalt, daß ich den Pfahl hineinklemmen konnte.

Myxin, das Mädchen und der Vampir schauten mir zu. Die drei wußten noch nicht, was ich vorhatte. Erst als meine Arbeit beendet war und der Pfahl festklemmte, gab ich die Erklärung.

»Ich habe mir folgendes gedacht. Wir nehmen Ambiastro als Köder für Lady X und binden ihn an dem Pfahl fest. Sie wird kommen, daran gibt es nichts zu rütteln, und sie wird ihn wehrlos sehen. Dich, Myxin, möchte ich wie auch die anderen bitten, den Kellerraum vorerst zu verlassen, denn Ambiastro wird sich kaum bereit erklären, uns die Gegenmagie für den Todesnebel zu verraten — oder doch?«

»Nein!« keuchte er, »es ist mein einziger. Trumpf, den ich noch habe.«

»So ähnlich habe ich mir das gedacht«, erwiderte ich und nickte.

»Dann wird dir der Pfahl nicht erspart bleiben.« Ich hatte oben im Waschraum Stricke gesehen und schickte Myxin hoch, um sie zu holen.

Als er wieder zurückkam, war ich schon so weit, daß der Vampir vor dem Pfahl saß und von meinem Kreuz in Schach gehalten wurde.

Myxin fesselte ihn. Er machte es geschickt. Der kleine Magier band Ambiastro nicht nur die Hände zusammen und schlang die Stricke dann um den Pfahl, er fesselte ihn auch in Höhe der Kehle und knotete den Strick ebenfalls fest.

So hielt er.

Myxin schaute mich an. Es war ein fragender Blick, und ich nickte als Antwort, bevor ich sagte: »Es ist schon okay.«

»Soll ich nicht doch hierbleiben?«

»Nein, Myxin. Es ist besser, wenn du nach oben gehst und dort die Stellung hältst. Wenn Lady X auftaucht, stolpert sie zuerst über dich, und das kann ihr schon den Hals brechen.«

Dieser Vorschlag fiel bei dem Magier auf fruchtbaren Boden. Er sah ein, daß er dort besser aufgehoben war.

Mühe bereitete es uns allerdings, den Betrunkenen auf die Füße zu stellen. Zu dritt mußten wir anfassen. Als er schließlich stand, wäre er fast wieder eingesunken, wir aber faßten unter seine Achseln und bekamen ihn in die Senkrechte.

Myxin und das Mädchen schafften den Betrunkenen schließlich hoch.

Ich sah wie die drei entschwanden und wandte mich wieder dem gefesselten Blutsauger zu.

»Wäre es nicht besser, wenn du etwas sagst?« fragte ich ihn.

»Ich behalte das Geheimnis für mich.«

»Weshalb? Deine Feinde sind auch unsere Feinde. Glaub mir das. Es ist nicht so einfach dahingesagt.«

»Wir sind zu unterschiedlich«, krächzte er. »Einfach zu unterschiedlich. Ich spüre, daß du mich reinlegen willst. Du benutzt mich nur. Gib es zu!«

»Das stimmt!«

»Und dann willst du mein Geheimnis wissen.« Er kicherte irre, während ich auf den mittleren Sarg zuschritt, dort Platz nahm und die Beretta zog, wobei ich auf den Vampir zielte.

Hinter mir befand sich die Mauer und auch eine höher liegende Fensterluke. Wir schauten uns an.

Der Vampir blieb stumm. Er hatte jetzt die Lippen fest zusammengekniffen, als wollte er mit dieser Geste dokumentieren, daß ich aus ihm kein Wort herausbekommen würde.

»Sie wird kommen«, sagte ich.

»Na und?«

»Dann wird sie dich vernichten«, hielt ich ihm vor.

»Was macht es mir? Meine beiden Brüder sind ebenfalls vernichtet worden, wir sind nicht mehr so stark wir früher.«

»Aber jeder von euch kennt das Gegenmittel für den Todesnebel?«

Ich ließ einfach nicht locker.

»Sicher.«

»Sag es, Vampir. Sag es uns. Myxin will es haben, und er wird dich zwingen, das Geheimnis preiszugeben.«

»Ich kann mich wehren.«

»Nein, das kannst du nicht. Lady X wird ebenfalls erscheinen, dann bist du verloren.«

Er lächelte nur.

Ich war langsam sauer. Schon längst hätte ich versucht, das Geheimnis aus ihm herauszukriegen, aber ich wollte auch Lady X und zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wobei ich mich wunderte, daß sie nicht schon längst erschienen war.

Ich irrte mich.

Lady X war da.

Ich sah sie nur nicht, denn hinter meinem Rücken, durch eine dicke Mauer gedeckt, hielt sie sich auf. Auch sie hatte die Fensterluke gesehen, und durch den schmalen Spalt schob sie unhörbar den Lauf einer Maschinenpistole.

Die Mündung zeigte dabei auf meinen ungedeckten Rücken…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 026 »Kalis Schlangengrube«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 163 »Der Zombie-Bus«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 250 »Pandoras Botschaft«, John Sinclair Nr. 251 »Xorron - mein Lebensretter«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 232 »Sieben Siegel der Magie«, und folgende